
R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



17. Jahrgang
2/2008

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Gerhard Becker, Gäns-gasse 2, 65375 Oestrich-Winkel

Tradition

&

Zukunft

Made in Germany !

seit 1968

werner elektrotechnik ist zuverlässiger Partner für Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe, öffentliche Hand sowie Private.

Mit unserem motivierten und geschulten Mitarbeiter-Team liefern wir **Qualität und maßgeschneiderte technische Lösungen** im Rheingau-Taunus, Rhein-Main-Gebiet, bundes-, europa- und weltweit.

Für unsere Kunden ist es wichtig, dass sie sich auf unsere Kompetenzen, Flexibilität und Leistungsbereitschaft umfassend und aus einer Hand verlassen und vertrauen können.

- Elektroinstallationen, EIB-Gebäudetechnik & Programmierungen
- Einbruchmelde-, Schließ-, Zutrittskontroll- & Videoüberwachungssysteme
- Brandschutztechnische Anlagen & Brandmeldesysteme
- Licht- und beleuchtungstechnische Anlagen in- & outdoor
- Wärmepumpen, Elektroheizungen & Warmwasser, Photovoltaikanlagen
- ISDN-/TK-Anlagentechnik, VOIP-Systeme, GSM-Mobilfunktechnik
- Datennetzwerktechnik – Konzeption, Layout, Realisierung, Service
- PC-Hard- u. Software sowie Peripherie Lieferung und Implementierung
- Industrielle Daten-/Informations- und Automationstechnik
- SPS-Programmierungen, Steuer-, Meß- & Regeltechnik
- Kompensationsanlagen und Energiemanagementsysteme
- Energieverteiler, Schalt- und Steueranlagen – Planung & Realisierung
- Prüfeinrichtungen und Montageplätze sowie Sondermaschinen
- Kraft-/Nutzfahrzeug-Spezial-Umrüstungen & Ausrüstung

werner
elektrotechnik



elektrotechnik • datentechnik • technische systeme

Erbacher Straße 29 D-65343 Eltville am Rhein

Tel: +49 6123 9076-0 Fax: +49 6123 9076-31

werner-edt.com mail@werner-edt.com

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E. V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach

Mitgliederzahl ca. 800

Geschäftsführung: Jutta Scholl, 65345 Eltville,

Hauptstraße 2, Tel. (06123) 7 51 23

www.rheingau.de/weinkonvent

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E. V.

Gegründet 1956, Mitgliederzahl ca. 150.

Geschäftsführung:

Dagmar Söder, Brückenstraße 6

65396 Walluf, Telefon (06123) 74913

www.rheingauer-heimatforschung.de

FREUNDKREIS KLOSTER EBERBACH E. V.

Gegründet 1983, Mitgliederzahl ca. 300.

Geschäftsführung:

Doris Moos, Rathausstr. 4, 65346 Eltville-Erbach,

Telefon (0 61 23) 60 52 88, Fax (0 61 23) 60 53 17

www.fk-kloster-eberbach.de

Redaktion und Bezug:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (0 67 22) 80 10

Gerhard Becker, Gänsasse 2,
65375 Oestrich-Winkel, Telefon (0 67 23) 26 58

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung und Auslieferung:

Druckerei Wurm GmbH
Im Rad 20, 65197 Wiesbaden
Telefon (06 11) 98 99 00; Telefax (06 11) 9 89 90 19

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 4,50 EURO
Jahres-Abonnement (4 Schriften): 17,00 EURO
Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber)
ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Naspa Wiesbaden Kto.-Nr. 100 052 857
(BLZ 510 500 15)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 01. Februar fällig. Kündigungen sind nur zum 31.12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Inhalt

Elisabeth Will-Kihm

Bischof Peter Josef Blum
zum 200. Geburtstag

2

Rudolf Ries

Zur Geschichte der Rebsorte
„Müller-Thurgau“

14

Manfred Daunke

Der Wiesbadener Neroberg

24

Werner Lauter

Eine Sandsteintafel mit Chronogramm
am Pfarrhaus in Eibingen

30

Buchbesprechung

Karl Heinz Walter

Philipp Hoffmann (1806–1889) – Ein
nassauischer Baumeister des Historismus

31

Anschriften der Autoren

Elisabeth Will-Kihm, Lehnstraße 8, 65366 Geisenheim

Dr. Rudolf Ries, Mehlportstraße 27, 67577 Alsheim

Dr. Manfred Daunke, Ahornstraße 17, 65207 Wiesbaden

Dr. Werner Lauter, Fuchsenge 8, 65385 Rüdesheim

üblich – aus der Taufe gehoben worden durch den Geisenheimer Peter Dey.³ Es war das zweiundzwanzigste bis zu diesem Datum des Jahres 1808 geborene Kind, und das bei einer Einwohnerzahl von nur rund 1500 Personen. Verehrer des angesehenen, geschätzten Limburger Bischofs mussten später bei einem Besuch in Geisenheim über das schlichte Geburtshaus im Burggraben 2 staunen, wussten sie doch die Namen von Mainzer Bischöfen mit den Adelssitzen derer von Ingelheim, Schönborn und Ostein zu verbinden. Nach mehrfachen Umbauten im Laufe des letzten Jahrhunderts ist das Haus 1984 abgerissen worden.

Wie alle Geisenheimer Kinder besuchte der junge Blum die Elementarschule unterhalb der Kirche (etwa an der Stelle des heutigen Domzentrums), aus der er am 11. Mai 1821 mit *erlangter vorzüglicher Befähigung* entlassen wurde.⁴ Anfänglich hofften die Eltern, ihr Sohn werde Lehrer. Da mit diesem Beruf die Organistentätigkeit verbunden war und Peter Josef auch Talent zur Musik hatte, lernte er schon in dieser Zeit Klavier und Orgel spielen – ein Zeichen, dass der Vater, einer der zahlreichen Geisenheimer Schuhmacher, seiner Familie doch bürgerliche Verhältnisse gewähren konnte. Ein Klavier wollte Peter Josef auch später in seiner Wohnung nicht entbehren.



Abb. 3: Gedenktafel am ehemaligen Elternhaus



Abb. 2: Das Elternhaus in Geisenheim, Burggraben 2

Die berufliche Laufbahn des jungen Blum nahm jedoch eine andere Richtung. In Geisenheim hatte sich ein gebildeter Geistlicher niedergelassen, Jakob Stassen, der durch die Säkularisation seine Lehrtätigkeit an einem Wormser Gymnasium hatte aufgeben müssen. Aufgrund seiner kleinen Pension unterrichtete er nun begabte Buben aus dem Ort und dem Rheingau unentgeltlich, aber so umfassend, dass es ihnen möglich war, aus seiner Privatschule auf die Universität zu wechseln. Mehrere Rheingauer Priester, auch der Architekt Philipp Hoffmann, sind aus dieser „Hochbegabenschule“ hervorgegangen und haben dem „Lehrer und Freund“ ein ehren- und liebevolles Andenken bewahrt.⁵ Die glücklichen fünf Schuljahre mit ihren Episoden und Streichen sollten später bei ihren Besuchen im Limburger Bischofshaus stets aufgefrischt werden. Im Anschluss an diese Schule, versehen mit glänzendem Zeugnis, widmete sich Blum dem Studium der Theologie, zunächst an der Universität Würzburg (1826) und anschließend in Bonn (ab 1827). Es sind nicht nur die persönlichen Beziehungen, die eine Verbundenheit mit Geisenheim geschaffen haben, tiefer ging die Prägung durch das kirchlich-religiöse Leben dieser Zeit, die sich auch später auf die seelsorgerliche Tätigkeit als Bischof auswirken sollte.

In einem Brief an Fürst von Metternich, in dem der Bischof sein Bemühen um die Wiederbelebung des religiösen Zentrums Marienthal mit einer Priesterstation begründete, sprach er rückblickend von dem *erst so warm religiösen Volk im Rheingau*.⁶ Es war die traditionelle, volkstümliche Frömmigkeit, die hier großgeschrieben wurde und in der der Knabe aufwuchs. Die religiösen Praktiken durchdrangen das Leben. Feierlich musste es in der Geisenheimer Kirche zugehen, das Gemüt sollte angesprochen werden. Prozessionsfreudig begnügte man sich nicht mit der Fronleichnamsprozession, sondern veranstaltete an bestimmten Festen Umgänge bis zur Linde oder um den ganzen Ort herum.⁷ Ansprechend mit Emblemen waren besonders die Flurprozessionen zu gestalten, worauf sogar der Ortsvorstand mehr Wert legte als der nüchterne Pfarrer. Den Gottesdienst an Feiertagen wünschte man mit instrumentaler Begleitung. Noch 1835 führte das Inventar der Kirche *ein Violoncello, zwei Trompeten, zwei Waldhörner, zwei Pauken, eine Posaune, eine große Bassgeige und eine neue Violine*⁸ auf. Spendenlisten zur Ergänzung kursierten ohne Wissen des Pfarrers. Geschulte *Choralisten* und *Singjungfrauen* füllten die ersten Kirchenbänke, während der Lehrer auf der Empore die Orgel schlug. Der junge Blum durfte ihn, wie er später erzählte, auch schon einmal vertreten.

Blum erlebte in seiner Jugend aber auch, wie der Rationalismus fortschreitend die „warme Frömmigkeit“ verdrängte. Schon die letzten Mainzer Erzbischöfe vor der Aufhebung des geistlichen Kurfürstentums waren bemüht, *Äußerlichkeiten* zu beschränken, z.B. die Wallfahrten, die oft mit Wundergläubigkeit verbunden waren. Die Herzöge von Nassau, denen der Rheingau nach der Säkularisation zugeteilt worden war, intensivierten diesen neuen, auf das Wesentliche des Glaubenslebens reduzierten Stil. Gegen den Geisenheimer Pfarrer Wigand Kamper (1789–1835), einen Mann aufgeklärten Geistes, kämpften die Gläubigen um den Erhalt ihrer Traditionen. Für die Anhänglichkeit der Geisenheimer und vieler anderer Rheingauer an ihre uralten Wallfahrtsstätten Marienthal – von der Kirche selbst aufgelöst – und Nothgottes zeigte er keinerlei Verständnis; deshalb

die Klage: *Die abergläubischen Geisenheimer wallfahrten nach Marienthal; die Ruinen sollten eingeebnet werden*.⁹ Blum berichtet dagegen, dass er zuerst an der Hand seiner Mutter diese romantische Kirchenruine aufgesucht habe. Vor einem Bild des Gekreuzigten soll er als junger Mann seine Berufung zum Priester empfunden haben. In einem Brief an Baron von Maltitz, den Spender für den Wiederaufbau eines geistlichen Zentrums, bekundet Blum auch seine fortwährende Verbundenheit mit dem *ehrwürdigen Kloster Nothgottes, das mir, als ganz nahe meinem Geburtsort Geisenheim gelegen, von frühester Jugend an bekannt und theuer gewesen war. Schon als Knabe und Jüngling wie später als Priester und Bischof hatte ich Nothgottes sehr häufig besucht ...*¹⁰ Die lebendig gebliebene, zum Teil wehmütige Erinnerung an die aufgehobenen Pilgerorte und verbotenen Klöster teilte Blum mit den Rheingauern.

Prägenden Einfluss auf Blum hatte wohl nicht der aufgeklärte Pfarrer, sondern sein Lehrer Jakob Stassen, ein selbstloser, sozial handelnder und frommer Mann, der Blum auch bei der Primiz 1832 in der Geisenheimer Kirche assistierte. Dem jungen Priester wurde auf Wunsch noch ein weiteres Jahr Studium in Bonn gewährt, da er anschließend als Professor am Priesterseminar in Limburg lehren sollte. Er übernahm eine Kaplansstelle und wurde Domvikar. Als solcher, mit der Verwaltung vertraut, lernte er das Staatskirchentum Nassaus intensiver kennen, mit dem er zeitlebens bei seinen Maßnahmen zur Erneuerung der Diözese zu ringen hatte.

Die Allgewalt des Staates war seit dem Absolutismus auch auf die Kirche angewandt worden, selbst von katholischen Fürsten. Die Kirche war für sie wie eine Staatsanstalt, über die sie, alles selbst regelnd, bestimmten, nicht nur über die Verwaltung ihrer Gelder, auch über die Anstellung der Pfarrer und der herzoglichen Dekane. Dazu kam in Nassau der Wunsch, das aus vielen Teilen zusammengesetzte neue Herzogtum zu uniformieren, die religiösen Gegensätze im öffentlichen Leben allmählich verschwinden zu lassen, indem man die außerordentlichen katholischen Seelsorgemittel als nebensächliches Beiwerk unterband. Wallfahrten, Bildung von religiösen Gemeinschaften oder

Orden waren verboten. Sogar Anniversarien (Jahrgedächtnisse), wie die für Elisabeth Blum und Jakob Stassen, mussten vom Regierungspräsidenten Möller genehmigt werden.¹¹ Das Vormundschaftssystem, Rationalismus und schematische Ordnungsabläufe, wie sie ein Geisenheimer Verkündigungsbuch jener Jahre widerspiegelt, führten mit der Zeit zum Indifferentismus, zu religiöser Gleichgültigkeit; die eingeführte simultane Unter-richtung und Lehrerbildung paradoxerweise auch zu Verletzungen und Diffamierungen. Die an sich mustergültige Ordnung erwies sich schließlich vielfach als seelenlos und kalt.

2. Ein Bischof mit Geisenheimer Wappen

Nachdem Peter Josef Blum im Januar 1842 entgegen seinen *innersten Neigungen und Strebungen die schwere Last des bischöflichen Amtes auf sich genommen hatte*¹² – bei einem ersten Wahlgang im Jahr zuvor hatte er sich noch strikt geweigert – sah er seine Aufgabe in erster Linie darin, das religiöse Leben der Diözese zu vertiefen. Er ist als Bischof geblieben, was er immer sein wollte: Seelsorger. Zugleich ist er aber notgedrungen zum un-
bequemen Kirchenpolitiker geworden, weil er sich bei vielen Maßnahmen, die er in dem staatskirch-

lichen System nicht selbständig ergreifen durfte, auf die garantierte Religionsfreiheit und seine bischöflichen Rechte berief. Mut verlieh ihm sein Wahlspruch *Si Deus pro nobis, quis contra nos.* („Wenn Gott für uns ist, wer ist dann gegen uns!“) In den Wogen, die es immer wieder zu glätten galt, ankerte jedoch das Kreuz seines Glaubens in festem Grund. So stellt es das bischöfliche Wappen dar. Zugleich kann das Symbol auch als Hinweis auf seine Heimatpfarrei Heilig Kreuz verstanden werden. Eindeutig bezeugt seine Herkunft jedenfalls die neben dem Kreuz in der (heraldisch) linken Hälfte des Wappens dargestellte Doppelturm-
fassade der Geisenheimer Kirche. Sie war eben erst durch seinen Schulfreund Philipp Hoffmann vollendet worden, und er, der gerade erkorene junge Bischof, präsentierte sie nun stolz der Diözese. Die Geisenheimer mussten sich geehrt fühlen. Wann zum ersten Mal das Ehrenwort „Dom“ für das Gotteshaus fiel, ist nicht überliefert. Ob es nicht in diesem Doppelereignis, der Wahl eines der Ihren zum Bischof und der kathedralenartig gestalteten Kirchenfassade, seinen Ursprung hat? *Haben wir einen Bischof, dann haben wir auch einen Dom!* Das bischöfliche Wappen und die echoartige Reaktion in Geisenheim sind jedenfalls sinnfällige Zeichen ge-
genseitiger Verbundenheit.



Abb. 4: Porträt (1850) im Diözesanarchiv Limburg

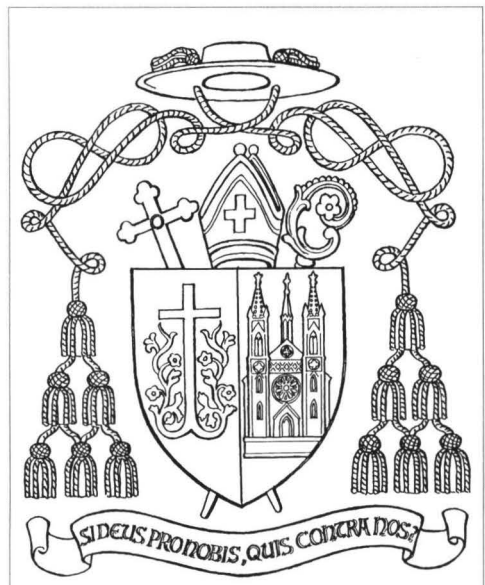


Abb. 5: Bischofliches Wappen

3. Die Wiederbelebung der Diözese – Spuren Geisenheimer Erfahrungen

Das Wirken des Limburger Bischofs Peter Josef Blum lässt sich natürlich nicht reduzieren auf Reminiszenzen seiner Prägung in der Jugendzeit oder seine Heimattreue. Dem Thema gemäß beschränkt sich vorliegende Darstellung jedoch auf eine entsprechende Auswahl. Die Einführung von Bruderschaften, Elementen „warmer Frömmigkeit“, zeigten die treue Gefolgschaft der Geisenheimer. *Der Bruderschaft zur Todesangst Christi* (1844), an Nothgottes erinnernd und von Pfarrer Kneisel beantragt, folgte die von der Diözese empfohlene, in Frankreich zuerst eingeführte *Bruderschaft vom heiligsten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder ...* Die Liste mit der überwältigenden Zahl von 826 Unterschriften im Geisenheimer Pfarrarchiv (1845) dürfte den größten Teil der Erwachsenen des Ortes umfassen.¹³ Die Einführung der samstäglichen Salveandacht (benannt nach dem Marienlied *Salve regina*) in der Diözese knüpfte wohl an eine in Geisenheim seit dem 15. Jh. gepflegte Tradition an. Bei Einbruch der Dämmerung und nach gegebenem Glockenzeichen sollte in der Kirche in einer kurzen, aber feierlichen Zeremonie der Tag beschlossen werden, so wollte es der Stifter. Mit der Romantik war es aber vorbei, als Pfarrer Kamper, um Unordnung der Jugend auf dem dunkeln Heimweg vorzubeugen, die Andacht kurzerhand mit dem nachmittäglichen Schulschluss verband. Das nun wiederbelebte Geläute in der Abenddämmerung hat einen literarischen Niederschlag gefunden in den Schlussversen einer epischen Dichtung des amerikanischen Dichters Longfellow, die auf Burg Rheinstein spielt. Die Erinnerung daran hält die Schrifftafel am Marktbrunnen neben der Kirche wach:

Was für ein Läuten mag das sein,
es klingt so mild, so tief und rein?
Das ist zum Sonnenuntergang
voll Wehmut, dass der Tag versank,
der Glockenklang von Geisenheim.
(Entscheidend im Original:
The bells ... ring out the curfew of the sun.)

- Trotz Spannungen setzte Bischof Blum durch:
- die Teilnahme an der Trierer Hl. Rock Wallfahrt 1844
 - die Abhaltung von Exerzitien für Priester
 - die Wiederherstellung der Wallfahrt in Bornhofen mit der Betreuung durch zwei Salesianer-Patres
 - Trotz erheblicher Differenzen leitete er die Besetzung von acht vakanten Pfarrstellen ein, wozu sich Blum, nachdem ihm herzogliche Patronatsrechte nicht nachgewiesen wurden, kompetent fühlte. Sein Vorgehen, auch aufgrund einer Konferenz der fünf Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz 1852, leitete den nassauischen Kirchenstreit ein, der erst 1861 durch eine Übereinkunft Blums mit dem Herzog geschlichtet wurde. Das Mitspracherecht des Bischofs bei Besetzung der Dekanate und der Pfarrstellen – inzwischen waren 32 vakant – wurde rechtlich abgesichert. Die folgenden friedlicheren Jahre trugen wesentlich zur späteren Verklärung der Nassauer Zeit bei.

4. Das Lieblingswerk des Bischofs, die Erfüllung eines Jugendtraums: Der Wiederaufbau Marienthals

Die schwierigeren, spannungsvollen Jahre hielten Blum nicht davon ab, dieses Herzensanliegen seit Jugendtagen in Angriff zu nehmen. Die Wiederbelebung der Gebetsstätte mit Priesterhaus, von den Rheingauern enthusiastisch begrüßt, von der Regierung als Neuerung in der kirchlichen Organisation abgelehnt (Verstoß gegen das Pfarrprinzip), konnte nur mit diplomatischem Geschick und drei glücklichen Umständen erreicht werden:

1. der Spende zum Wiederaufbau durch den Baron von Maltitz,
2. dem Entgegenkommen des damaligen Besitzers, des Fürsten von Metternich, der in vertraulichen Briefen die Übereinstimmung mit Blum bekundete und schließlich eine kostenlose Erbpacht vertraglich gewähren konnte, und
3. dem architektonischen Engagement des Architekten Philipp Hoffmann, Blums Geisenheimer Schulfreund.

Die Fülle von Schwierigkeiten, derentwegen das Unternehmen immer wieder auf der Kippe stand, ist ausführlich beschrieben im siebten Band der *Beiträge zur Kultur und der Stadt Geisenheim*¹⁴ und wird wahrscheinlich Thema sein zum 150. Jahrestag der Einweihung am 8. September. Hier soll, dem vorliegenden Thema gemäß, das Unpolitische zur Sprache kommen. Von dem Kabinettskrieg im Hintergrund drang nichts in die jubelnde Menge, die sich zur Einweihung drängte, und auch der *Rheingauer Bürgerfreund*, der die Bedenken der nassauischen Kirchenpolitik nicht hatte teilen können, preist in nahezu poetisch gehobener Sprache auf seinen Titelseiten das dem Volk wiedergegebene Gut. Zu Tausenden scharte es sich um den Bischof, den fesselnden Redner. Außer seinem diplomatischen Geschick und Durchstehvermögen hat Blum namhafte Summen eingesetzt, die er bei unvorhergesehenen Verteuerungen einer Baumaßnahme privat zuschoss, hat auf eigene Kosten Kelche, Leuchter und eine Monstranz sowie sämtliches Altargerät angeschafft, hat schließlich die Seitenkapelle zur Aufnahme der Pieta bauen lassen und die den Kreuzweg im Tal eröffnende Darstellung der Ölbergzene (heute ersetzt durch die Darstellung der Auferstehung) in Auftrag gegeben.

Marienthal blieb die Lieblingsschöpfung Blums. Die im dortigen Hausarchiv aufbewahrte Korrespondenz Blums mit den ersten beiden Rektoren des Priesterhauses, den Priestern Zaun und Knie, zeigt seine rührende Anteilnahme am kirchlichen und profanen Geschehen, den Einnahmen und Ausgaben. Der Klage über die notwendigen teuren Fuhren half er ab, indem er sein Pferd mit Wagen samt Futter nach Marienthal bringen ließ. Da das Haus auch den Klerikern zur Auffrischung ihres Studiums offenstehen sollte, ließ er geschenkte Bibliotheken dorthin verfrachten, samt seinem Schreibtisch. Im April 1870 wurden die in seinem persönlichen Besitz befindlichen Weinberge, Äcker und Wiesen der von ihm gegründeten Peter-Josef-Stiftung übertragen und dies in den Stockbüchern von Geisenheim und Johannisberg vermerkt. Die Nutznießung der Immobilien sollte Marienthal zugute kommen. Nicht realisieren durfte er auf Einspruch der Regierung die Einrichtung einer kleinen Privatschule nach dem Vorbild seines Lehrers Stassen zur Heranbildung von Nachwuchs.¹⁵

5. Marienthal als Erholungsort des Bischofs

Nachdem die Wogen geglättet waren und die Regierung sich mit der Wiederbelebung des Wallfahrtsortes abgefunden hatte, konnte das heimatli-

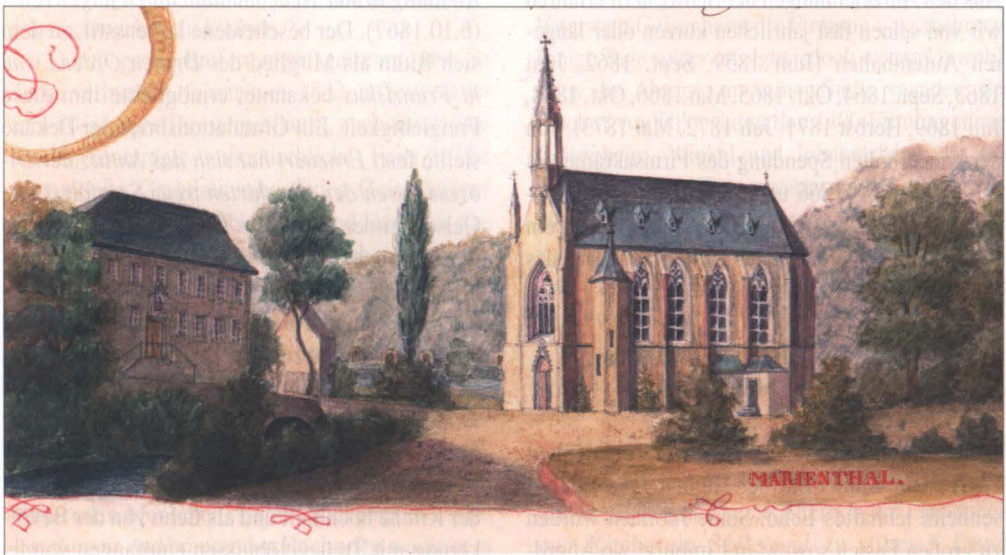


Abb. 6: Randverzierung aus einer Glückwunscharte zum Bischofsjubiläum 1867 (DAL)

che Marienthal Erholungsort für den gesundheitlich nie starken Peter Josef Blum werden. Mehrere Besuche in Geisenheim lassen sich zwar auch für die Zeit vorher belegen, nun aber übermittelte Rektor Zaun im Frühjahr 1859 an den Geisenheimer Bürgermeister Dr. Weil folgenden Wunsch: *Der Hochwürdige Herr Bischof Dr. Peter Josef Blum zu Limburg wünschte für die Zeit seines demnächstigen Aufenthaltes dahier und überhaupt für die Sommerzeit auf der Berghöhe des Geisenheimer Gemeindewaldes, von wo man das gesamte Thal und den Rhein überschauen kann, ein kleines Hüttchen von ca. 6 Fuß (= 1,80 m) Länge und Breite errichtet zu sehen, um dort auf den Spaziergängen, die er seiner Gesundheit wegen häufig unternimmt, ein wenig ausruhen zu können ...* Erst nach umständlichem Genehmigungsverfahren konnte der Geisenheimer Gemeinderat den Wunsch des Gastes begrüßen, vom Walddistrikt *Marienthaler Loch* aus die Heimat zu überblicken.¹⁶

Inzwischen hatten sich auf Einladung der Gräfin Natalie von Ingelheim Dernbacher Schwestern im Ort niedergelassen und in einem kleinen Hospital mit der Pflege Armer und Kranker begonnen. Durch die befürwortete Gründung ihrer Genossenschaft 1851 erfreuten sie sich der besonderen Obhut des Bischofs, so auch in Geisenheim, wo er sie von Marienthal aus immer wieder besuchte. Aus den Aufzeichnungen der Schwestern erfahren wir von seinen fast jährlichen kurzen oder längeren Aufenthalten (Juni 1859, Sept. 1862, Juni 1863, Sept. 1864, Okt. 1865, Mai 1866, Okt. 1868, Juli 1869, Herbst 1871, Juli 1872, Mai 1873), von der wiederholten Spendung des Firmsakramentes in Geisenheim (1866 und 1873) und Gottesdiensten in der Heimatkirche.¹⁷ Die Besuche fanden ein Ende durch den preußischen Kulturkampf und das folgende Exil des Bischofs in Böhmen.

6. Das Echo auf den bescheidenen, mutigen und sozialen Bischof

Die immer wieder gepflegte Verbundenheit Peter Josef Blums mit der Heimat fand in Geisenheim lebhaftes Echo. Seine Jubiläen wurden zu großen Festen sowohl in Limburg, wo Abordnungen von hier teilnahmen, als auch in Geisen-

heim selbst. Ende Juni 1857 berichtete der *Rheingauer Bürgerfreund*: *Seit einigen Tagen weilt unser allbeliebter hochwürdiger Bischof Peter Josef Blum von Limburg bei uns und gedenkt derselbe noch längere Zeit seinen von ihm mit besonderer Liebe gern besuchten Mutterort durch seine liebevolle Gegenwart zu beglücken ...* Der Gesang- und Musikverein brachte ihm ein Ständchen. Er dankte *in einer trefflichen und sinnreichen Rede ... Böllerschüsse verkündeten den Tag über, daß wir das Glück haben, unseren hochverehrten Oberhirten bei uns zu haben und brachte die gesamte Schuljugend, festlich gekleidet, demselben ein recht kindliches frohes und frommes „Lebe hoch!“*. Anlässlich seines 25-jährigen Priesterjubiläums, das diesem Besuch im Burggraben vorausgegangen war, spendete er den Ortsarmen 100 fl.(Gulden). Der Rheinische Kurier berichtete von einer ähnlichen Geste: Er beendete seine Darstellung von den Festlichkeiten zum Bischofsjubiläum 1867 in Limburg, an dem sich die Einwohner *ohne Unterschied der Confession* beteiligten, mit dem Nachtrag: *Daß die Armen nicht vergessen wurden, dafür sorgte der Herr Bischof in seiner bekannten Art; am Festtage selbst wurden deren 50 gespeist, dann wurden alsbald an solche 300 fl. vertheilt und ferner die Zinsen einer Stiftung von 1000 fl. zu Kleidung armer Neucommunicanten angewiesen (6.10.1867)*. Der bescheidene Lebensstil, zu dem sich Blum als Mitglied des *Dritten Ordens vom hl Franziskus* bekannte, ermöglichte ihm diese Freigiebigkeit. Ein Gratulationsbrief der Dekane stellte fest: *Erneuert hat sich das Antlitz der Diözese durch des Oberhirten treue Sorgfalt*.¹⁸ Die Geisenheimer hatten ein Ölgemälde seiner Heimat mit nach Limburg gebracht.

Die Firmreise Blums vom Juni 1874 gestaltete sich nach den Berichten des *Nassauer Boten* wie ein Triumphzug durch die verschiedenen Orte des Rheingaus. Es war die Zeit des sog. Kulturkampfes, in dem Blum, die ihn bevormundenden, einschränkenden Gesetze wie die ihnen folgenden Strafen missachtend, wieder die Freiheit der Kirche hochhielt und als Echo von der Bevölkerung mit Treuegelöbnissen empfangen wurde. Deputationen aus dem Rhein- und Maingau



Abb. 7: Ausschnitt aus dem Gemälde zur Wiedereinweihung Marienthals von F. Simmler. Bischof Blum, Fürst Metternich und Architekt Philipp Hoffmann, Wallfahrtskirche Marienthal.

machten sich zu einer Huldigungsfahrt mit vielen Leiterwagen nach Limburg auf, viele Tausende katholische Männer, auch aus dem Westerwald unter Anführung des Grafen von Walderdorff, versicherten dem Bischof und die Kirche ihrer Treue. Nachdem Blum 1876 die Niederlegung seines Amtes befohlen worden war, folgte er dem Angebot des Fürsten Karl von Löwenstein, sich auf dessen Güter in Haid in Böhmen ins Exil zu begeben, um von dort aus weiterhin auf seine Diözese einwirken zu können.¹⁹

Durch große Entfernungen getrennt, aber in Treue verbunden, feierte man 1882 in Geisenheim sein 50-jähriges Priesterjubiläum, auch durch eine eigens beantragte außerkirchliche Feier.²⁰ Der übermittelte Gratulationsbrief des Geisenheimer Kirchenvorstandes drückt Stolz und Dank der Vaterstadt für „ihren“ Bischof aus.²¹ Schon nach kurzer Zeit erreichte seine Dankesantwort Geisenheim. Unbeschreiblich der Jubel, als der von Kaiser Wilhelm I. Begnadigte im Dezember 1883 heimkehren konnte. Ungeachtet seines Wunsches, in aller Stille in die Mitte seiner Diözesanen zurückkehren zu können, begleitete Blum von Frankfurt aus ein großer Sonderzug, vorbei an überall winkenden Menschen. Unter Glockengeläut, Böllerschüssen und brausenden Hochrufen wurde er in seiner Domstadt in Empfang genommen. Zu dem

Fest an dem denkwürdigen Abend des 17. Dezember 1883 hatte man auch in Geisenheim einen Beitrag gesammelt und Vereine entsandt. Der Gefeierte selbst hatte sich zurückgezogen.

7. Vergebliches Bemühen, Geisenheim noch einmal zu besuchen

Der *Rheingauer Bürgerfreund* kündigte am 21. Mai 1884 an, der Bischof gedenke in seiner Vaterstadt Geisenheim die Firmung vorzunehmen. Einige Tage später erfolgte jedoch wegen Unwohlseins die Absage; an seiner Stelle spendete der Bischof von Hildesheim den 1400 Firmlingen aus Geisenheim, Winkel und Johannisberg, die seit 1874 auf dieses Tag gewartet hatten, das Sakrament. Der Gesundheitszustand Peter Josef Blums verhinderte einen letzten Besuch in seiner Heimatstadt. Am 30. Dezember 1884 gab er seine Seele Gott zurück.

8. Letzte Zeichen der Verbundenheit

Vor seinem Tod gab Peter Josef Blum Domdekan Dr. Klein den Auftrag, für den Tag seines Todes für sich und seine Eltern in der Geisenheimer Kirche ein Seelenamt zu stiften.²² Durch diese rührende Geste reihte er sich ein in die

Stiftungen von Blum für seine Heimatpfarrei:



Abb. 8: Der Kelch



Abb. 9: Wappen auf dem Fuß des Kelches

Schar der Geisenheimer. Zugleich verband er mit der Stiftung eine Spende von 3000 Mark für den Geisenheimer Kirchenfonds, dessen Zinsen (nach Erfüllung einer Auflage) den Geisenheimer Armen zugute kommen sollten. Ferner hatte Blum noch vor seinem Tod für die Geisenheimer Kirche einen wertvollen Messkelch und eine kunstvolle Monstranz in Auftrag gegeben. Dafür



Abb. 10: Die Monstranz

sollten zwei weniger wertvolle sakrale Gefäße der armen Pfarrei Biedenkopf abgegeben werden. Die beiden kostbaren Vermächtnisse wurden im folgenden Jahr überbracht (der Messkelch im Juli, die Monstranz im Dezember), mit großer Dankbarkeit entgegengenommen und werden als wertvolle Andenken bis heute gehütet. Ebenfalls erst nach dem Tod des Bischofs,

Gratulationsbrief des Geisenheimer Kirchenvorstandes anlässlich
des 50-jährigen Priesterjubiläums von Bischof P. J. Blum (DAL)

Geisenheim, den 12. Mai 1882

Hochwürdigster Herr Bischof, Gnädiger Herr!

Noch paar Tage und es ist erschienen der 17. Mai, jener denkwürdige Tag, an welchem Ew. bischöflichen Gnaden vor 50 Jahren die Priesterweihe empfangen. Ein denkwürdiger Tag, Hochwürdigster Herr, für Sie, aber nicht minder für die Bewohner von Geisenheim, der Geburtsstadt Ew. Gnaden. Muß es ja gewiß schon eine große Ehre für dieselbe sein, wenn Gott aus ihrer Mitte einen Priester in seinen Weinberg ruft, so ist die Bevorzugung noch eine umso größere, wenn aus ihrer Mitte durch Gottes gnädige Fügung ein Bischof hervorging, der nun schon 40 Jahre den Hirtenstab zum Segen der Diözese Limburg trägt.

Überschauen wir, was Sie, Hochwürdiger Herr, in den 50 Jahren Ihres Priestertums und in den 40 Jahren Ihres Bischöflichen Amtes gewirkt, so fühlen die Bewohner von Geisenheim sich gehoben, Sie zu den Kindern Geisenheims zählen zu dürfen. In der Geschichte von Geisenheim werden das Leben und die Werke eines seiner Kinder, des Bischofs Dr. Peter Joseph Blum, eines ihrer schönsten Blätter bilden.

Wie könnten wir vergessen an Hochihrem Jubeltage dessen, was Sie neben der großen Sorge für die Diözese für ihre Vaterstadt gethan, namentlich durch Ihre Beihilfe zur würdigen Restauration unserer so schönen Kirche und durch die Wiederbelebung des so gnadenreichen nahen Marienthals!

Empfangen Sie, Hochwürdigster Herr, dafür unseren innigsten Dank, dem wir vor Gott den Wunsch und die Bitte beifügen, daß er Sie bald aus der Verbannung zurückführen und seiner Herde wieder schenken möge, und möchte es Ihnen und uns vergönnt sein auch noch den Jubeltag Ihres Hohenpriesterlichen Amtes zu sehen!

Bittend um den Bischöflichen Segen für die Vaterstadt Geisenheim und beifügend das Gelöb-
nis unserer Hochachtung, Verehrung und Liebe und unseres treuen Gehorsams zeichnen die Mit-
glieder des Kirchenvorstandes:

Ew. Bischöflichen Gnaden
gehorsamste Diener
Dr. Weil, Vorsitzender, A. Knie, Pfarrer
A. J. Holzbeck
Ja. Macckauer
Kaspar Rapp II
Joh. Werthmann
Johann Faust
Joh. Hefner
Konrad Walther



Abb. 11: Der Schrein (Mittelteil) des Hochaltars

am 11. Januar 1885, konnte unter Mitwirkung des Frankfurter Pfarrers Münzenberger der Vertrag mit dem Bildhauer Rotermundt geschlossen

werden, der für den lange geplanten Hochaltar den Schrein (das Mittelteil) schnitzen sollte, getreu nach dem mittelalterlichen Altar der St. Ja-

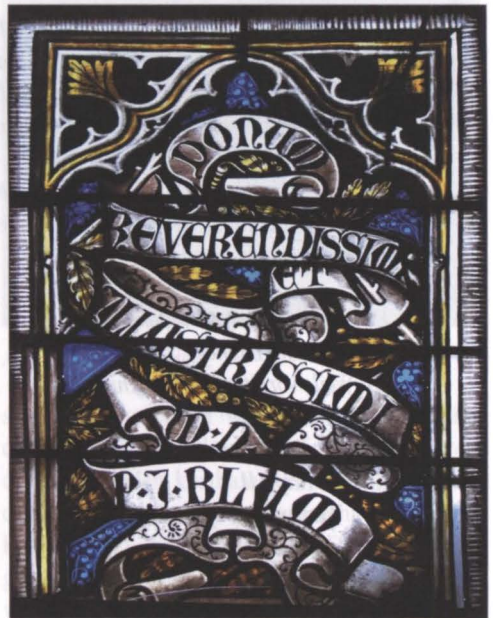


Abb. 12: Unter dem mittleren Chorfenster der Kirche Bischofswappen und Name des Stifters P. J. Blum. A. D. 1876



kobuskirche zu Rothenburg ob der Tauber.²³ Versteckt an der Seite erinnert das Wappen des Bischofs daran, was er *namentlich durch seine Beihilfe zur würdigen Restauration unserer so schönen Kirche* und überhaupt für seine Vaterstadt getan hat. Das Kreuz bildet den Mittelpunkt des imposanten Altaraufsatzes, und ebenso ist das Kreuz Thema in dem bunten, von Blum gestifteten Glasfenster in der Mitte des Chores.

Das Kreuz begleitete Bischof Peter Josef Blum durch sein Leben, so hat er es selbst empfunden. Entsprechend gestaltete man sein Grabmonument im Limburger Dom: Der kniende Bischof empfängt das ihm von Gott Vater hingehaltene Kreuz. Sein tiefer, mystischer Glaube half ihm, es auszuhalten und standhaft zu tragen. Es war der Anker seines Lebens. Daraus erwachsen aber auch Blumen, die sich an dem Kreuz hochrankten. So hatte er es selbst an seinem bischöflichen Wappen hoffnungsvoll gestaltet.

Abb. 14: Das Grabmonument im Limburger Dom

Anmerkungen

- 1 DAL (Diözesan-Archiv Limburg) 2 3/P.
- 2 AMth (Archiv Kloster Marienthal) Korrespondenz 1857–1859.
- 3 PFA Gm (Pfarrarchiv Geisenheim) Familienbuch K 110, Taufbuch K 137.
- 4 Vgl. Höhler, M.: Geschichte des Bistums Limburg unter besonderer Berücksichtigung von Peter Josef Blum. 1908, S.143 ff. Ausführliche Darstellung zu Leben und Wirken von Peter Josef Blum auch in: Schatz, Klaus: Geschichte des Bistums Limburg. 1983.
- 5 Philipp Hoffmann, Lebenslauffragment, PA (Privatarchiv der Nachkommen).
- 6 DAL Briefwechsel Bischof Blum – Fürst von Metternich, 461/C 1.
- 7 PFA Gm Agenda des Pfarrers W. Kamper.
- 8 PFA Gm 1835 K 90.
- 9 PFA Gm Pf. W. Kamper: Geschichte der Pfarrei.
- 10 DAL 461/E 1.
- 11 PFA Gm K 97, Nr. 52.
- 12 DAL 461/E 1.
- 13 PFA Gm K 96, Nr. 45. Bis heute erinnert jeden Freitagmittag um drei Uhr in Geisenheim das dunkle Geläute an den Tod Jesu. Dieses Todesangstläuten hatte Blum 1857 in der Limburger Diözese eingeführt.
- 14 Für den Wiederaufbau Marienthals vgl.: E. Will-Kihm: Beiträge zur Kultur und Geschichte der Stadt Geisenheim, Bd. 7, 2000, S. 119 ff.

- 15 AMth. (Korrespondenz-Band, 1. April 1859.
- 16 Vgl. Fußnote 14, S. 156.
- 17 Mitteilungen aus der Chronik des Provinzialates der Armen Dienstmägde Jesu Christi, Dernbach vom 20.12.2007.
- 18 DAL 2 3/P.
- 19 Vgl. die Darstellung bei Höhler und Schatz.
- 20 PFA Gm K 94, Nr. 34.
- 21 Gratulationsbrief des Geisenheimer Kirchenvorstandes (s. Anhang) in Glückwunschadressen DAL 2 3/P. Vermerk zur Antwort im Protokollbuch des Kirchenvorstandes.
- 22 Korrespondenz von Dr. Klein mit dem Geisenheimer Kirchenvorstand über die Vermächtnisse des Bischofs Blum. PFA Gm K 97 . Bischof Blum hatte schon im Sept. 1875 ein Amt gestiftet, das bei seinem Leben in der Oktav von Peter und Paul in der Tagesfarbe, nach seinem Tode am Todestag als Anniversar gehalten werden sollte. PFA Gm K 27.
- 23 Vertrag mit Rotermundt. PFA Gm K 105.

Bildnachweis

- Sammlg. E. Will-Kihm: Nr. 1, 2, 5.
 P. Claus, Nr. 3, 7, 14.
 M. Laufs, Nr. 11, 12, 13.
 M. Raile, Nr. 8, 9, 10.
 Diözesanarchiv Limburg, Nr. 4, 6.

Zur Geschichte der Rebsorte “Müller-Thurgau”

Im Jahre 1882 kreuzte Prof. Dr. Hermann Müller-Thurgau die Rebsorten Riesling als Mutter- und Silvaner als Vatersorte.

Aus den Kernen erwachsen circa 150 Sämlinge. Aus dem Sämling 58 – Riesling x Silvaner 1 – wurde später in Wädenswil die Rebsorte „Müller-Thurgau“.

Will man aber die Gründe und die Gedanken für diese Kreuzung verstehen, so ist ein Blick in den damaligen Weinbau erforderlich.

1882 ist eine Zeit, in der die mendelschen Vererbungsregeln zwar entdeckt, aber nicht mehr bekannt sind. Peronospora und Oidium sind in Europa eingetroffen, und auch die Reblaus hat mit ihrem Zerstörungswerk begonnen. Die Gesamtrebfläche in Deutschland ist mit fast 120000 ha größer als in unserer Zeit, aber die Erträge je ha sind sehr gering.

Die Gesamternte schwankt zwischen 0,7 Millionen hl und 5 Millionen hl extrem stark, wie aus Abbildung 1 gut ersichtlich ist. Abbildung 2 zeigt die Erträge in hl/ha, und hier zeigen sich Werte von 5 hl/ha bis zu 40 hl/ha. Das Mittel liegt im Zeitraum von 1880 bis 1900 um 20 hl/ha. Die großen Schwankungen der Erträge gehen einher mit sehr unterschiedlichen Qualitäten. Dies kann auch an Hand der Daten von Schloss Johannisberg nachgewiesen werden. Dort wurden zwischen 1884 und 1930 niemals mehr als 30 hl/ha geerntet, doch war auch eine Ernte von nur 3 hl/ha zu verzeichnen. Die Gründe für diese Situation waren vielfältig:

Schlechter Gesundheitszustand der Reben – Viruserkrankungen. Georg Scheu (1936), ein Zeit-

genosse Müller-Thurgaus, beschreibt in „Mein Winzerbuch“ die Zustände, die er in Rheinhessen antraf. Seine Beschreibungen sind so genau, dass an Hand dieser sogar einige Virusformen innerhalb des Leafroll-Komplexes unterschieden werden können. Der Durchseuchungsgrad dürfte die Erfassung von 90% der Reben überschritten haben.

Geringe Düngung und nicht etablierter Pflanzenschutz bewirkten ein Übriges.

Diese niedrige Ernten und teilweise ebenfalls geringe Qualitäten führten bei Prof. Müller-Thurgau zu der Überlegung: „Zweck dieser Versuche ist, durch Kreuzung verschiedener Sorten neue Reben zu erhalten, welche gewisse gute Eigenschaften der Elternformen in sich vereinigen.“ (Jahresbericht der FA Geisenheim 1882/1883)

Eine gute Eigenschaft war bei Riesling die Qualität der Weine, gepaart mit den Problemen der späten Reife und der Stiellähme sowie des relativ geringeren Ertrags als beim Silvaner. Silvaner konnte durch das höhere Ertragsniveau überzeugen, doch ließ hier die Weinqualität, insbesondere die Frucht der Weine, einige Wünsche offen.

So wurden im Jahre 1882 an der Pflanzenphysiologischen Versuchstation der Königlich Preussischen Lehranstalt Kreuzungsversuche mit den Elternsorten Riesling und Silvaner durchgeführt.

Müller-Thurgau musste sich, um diese Versuche durchführen zu können, aber auch mit blütenbiologischen Fragestellungen befassen, da das Wissen über die Blüte und die Zusammenhänge zwischen Blüte – Bestäubung – Samenanlage und Beerenbildung noch sehr begrenzt war. Insgesamt legte er zu diesem Themenkreis zahlreiche Arbeiten vor.

Dieses begrenzte Wissen und die Unkenntnis der damaligen Zeit über den Pollenflug könnte die Ursache für einen der größten Fehler in der Abstammungszuordnung von Rebsorten sein. Aber hierzu später.

Der Werdegang der Rebsorte Müller-Thurgau

Im Jahre 1882 fand in Geisenheim die Kreuzung statt und zwischen 1883 und 1890 wurden aus den gewonnenen Rebkernen die Sämlinge aufgezogen und es begann die Vorprüfung dieser Sämlinge.

Am 1. Januar 1891 wechselt Prof. Dr. Müller-Thurgau nach Wädenswil, um dort eine Lehr- und Versuchsanstalt nach Geisenheimer Vorbild aufzubauen. Auf Nachfrage wird ihm Steckholz von 150 Sämlingen von Geisenheim nach Wädenswil geschickt.

Aus diesem Holz wurden in Wädenswil Stecklinge geschnitten und diese in den Jahren 1892 und 1893 herangezogen.

1894 erfolgte die Pflanzung von 73 verschiedenen Sorten der Neuzuchten aus Geisenheim. Von der Zucht Nummer 58 = RieslingxSilvaner 1 wurden zwei bewurzelte Reben gepflanzt.

Schellenberg, der mit der Betreuung der „Neuzuchten aus Geisenheim“ betraut war, erkannte recht schnell das Potential des Sämlings 58, denn bereits im Jahr 1897 fand die erste Vermehrung des „RieslingxSilvaner 1“ in Wädenswil statt.

Bereits 1901 – in Deutschland ist das Reblausgesetz noch nicht existent und nur die Preußische Rebenveredlungskommission befasst sich mit Unterlagenfragen – fanden die ersten Veredlungen auf Unterlagen statt. Diese frühe Veredlung ist bereits als revolutionär anzusehen.

1903 wurde die erste Ertragsanlage mit „RieslingxSilvaner“ erstellt.

In den Jahren 1906 und 1907 konnte die erste Unterlagenadaptionsanlage mit „RieslingxSilvaner“ aufgebaut werden. Insgesamt wurden 894 Pfropfreben auf sieben verschiedenen Unterlagen gepflanzt.

Ab 1908 wurde Vermehrungsgut in die Schweiz und das Ausland geliefert. An Wädenswil konnten bis 1926 insgesamt mehr als 22000 Pfropfreben und große Mengen an Blindholz der Sorte „RieslingxSilvaner“ abgeben werden.

Im Jahre 1913 wurden die ersten 100 Blindreben auf Initiative des Landesökonomierates und Bayerischem Landesinspektor für Weinbau August Dern nach Deutschland eingeführt. Dern war der Rebenzüchtung gegenüber sehr aufgeschlossen und veranlasste die Prüfung der Rebsorte, die er dann auch als erster mit dem Namen des Züchters als „Müller-Thurgau“ bezeichnete. Dieser Name bürgerte sich in der Folgezeit in Deutschland ein – gegen den erklärten Willen des Züchters.

Zwischen 1920 und 1930 wurden Versuchsanlagen in allen deutschen Weinbaugebieten aufgebaut.

Wie bei allen Neuerungen im Weinbau setzte sehr schnell eine Diskussion um den Wert und Unwert der neuen Sorte ein. Einerseits werden die Ertragsicherheit und die guten Qualitäten gelobt, andererseits ihre Schwächen überbetont. Dieser Meinungsstreit ist in den Fachzeitschriften der Jahre 1932 bis 1936 von P. SCHUSTER dokumentiert und gipfelte in der Reichstagung „Müller-Thurgau“ am 31. Mai 1938 in Alzey. Während fortschrittliche Weinbaufachleute der Sorte eine große Zukunft vorhersagten, kämpften konservative Kräfte für ein Anbauverbot und sprachen von der „Müller-Thurgau-Epidemie“.

Es waren unter anderen Georg Scheu, der sich vehement für die neue Rebsorte einsetzte, und Dr. Schuster, der sein Grundsatzreferat mit den Worten beendete: „Es wachse, blühe und gedeihe, zum Vorteil der gesamten Winzerschaft, die Müller-Thurgau-Rebe!“

Übrigens war der Anbau der Rebe ab 1936 im gesamten deutschen Reichsgebiet erlaubt, aber doch an ausdrückliche Einzelgenehmigungen gebunden.

Den endgültigen Durchbruch erreichte die Rebsorte Müller-Thurgau in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Bedingt durch verstärkte Reblauschäden als Folge der fehlenden Kontrollen während und nach dem Krieg begann der planmäßige Wiederaufbau der Rebflächen, und die Sorte Müller-Thurgau avancierte zu einer der wichtigsten Sorten im Wiederaufbau.

Flächenentwicklung in ha der wichtigsten Weißweinsorten in Deutschland

Jahr	Müller-Thurgau	Riesling	Silvaner
1927	4 <small>(nur Franken)</small>	18 571	28 474
1954	4 860	15 546	22 404
1960	9 135	16 849	22 168
1964	14 115	17 083	18 781
1969	18 276	18 055	17 846
1972	21 808	18 841	16 739
1977	24 705	18 380	12 684
1979	25 028	18 862	10 209
1983	23 278	17 776	
1988	22 634	18 856	
1993	24 405	18 856	
1997	22 280	22 801	
1998	21 405	22 862	
1999	20 667	22 350	6 859
2001	18 609	21 514	6 422
2002	17 280	21 380	6 121
2003	16 078	20 070	5 820
2004	14 346	20 794	5 578
2006	13 988	21 197	5 314

Pfalz stand der Name Müller-Thurgau auf dem Etikett, derweil man sich in Baden lange mit den Bezeichnungen RieslingxSilvaner, RieslingSilvaner und Riesling/Silvaner behalf. Dies hatte zur Folge, dass der Konsument oftmals annahm, er habe es bei dem Wein mit einem Verschnitt aus Riesling und Silvaner zu tun (STUMM, 1976). Sortenreiner Müller-Thurgau wurde zu dieser Zeit von vielen Genossenschaften angeboten, und auch der Weinhandel bemühte sich immer öfter, sortenreine Müller-Thurgau Weine zu vermarkten. Mitte der 70er Jahre besaß die Rebsorte beim Konsumenten einen guten Namen und es gab keine Probleme seitens der Winzer, da auch die Preise für die Weine der Rebsorte im Fasshandel denen der anderen Weinsorten wie Weißburgunder und Silvaner entsprachen. Dass zu diesem

Waren im Jahr 1927 – also vor genau 80 Jahren nur 4 ha Müller-Thurgau in Franken ausgewiesen, so konnten aus den anderen deutschen Weinbaugebieten für das Jahr 1927 keine Angaben gefunden werden. Ab Beginn der 50er Jahre setzt dann der rasante Anstieg der Rebsorte Müller-Thurgau ein. Insbesondere die Gebiete Rheinhessen und auch die Pfalz erreichten schnell große Müller-Thurgau Anteile, während in Gebieten mit ausgeprägtem Sortenbewusstsein wie dem Rheingau der Anteil der Sorte Müller-Thurgau immer etwas geringer war.

Der Anstieg der Sorte Müller-Thurgau setzte sich bis Ende der 70er Jahre fort, und die Rebsorte wurde zur Nummer 1 in Deutschland – sowohl nach Fläche als auch nach der Weinernte.

In den einzelnen Gebieten wurde die Sorte aber unterschiedlich behandelt. In Rheinhessen und der

Zeitpunkt in Gebieten wie Rheinhessen, wo über 30% der Rebfläche mit Müller-Thurgau bestockt waren, eine Sättigung der Anbaufläche eintrat, ist eigentlich nicht ungewöhnlich.

Mitte der 80er Jahre änderte sich die Situation dramatisch. Plötzlich wurde die Sorte als Massenträger verunglimpft. Ob dies eine direkte Folge der großen Herbst 1982 und 1983 war, die den schwachen Weinjahren 1979, 1980 und 1981 folgten, kann nicht eindeutig zugeordnet werden. Sicher ist nur, dass ab diesem Zeitpunkt auch in Gebieten mit großen Anbauflächen der Rebsorte eine Abkehr vom Müller-Thurgau erfolgte. Genossenschaften zahlten Prämien an ihre Mitglieder für die Rodung von Müller-Thurgau-Flächen.

Es war ruhig geworden um die Sorte Müller-Thurgau. Die Anbaufläche ging ab Mitte der 80er Jahre kontinuierlich zurück. Statistisch gesehen

stieg die Fläche 1990 nochmals kurzfristig an, das war aber die Folge der deutschen Wiedervereinigung, denn es kamen auch die Müller-Thurgau-Flächen der ehemaligen DDR zur Statistik hinzu. Etwas mehr als ein Drittel der Anbaufläche der Rebsorte gingen in den letzten zwanzig Jahren verloren. Im Jahre 2004 betrug ihre Gesamtanbaufläche in Deutschland noch 14 346 ha. Neuerdings steigen die Zahlen wieder leicht an, was durch den abebbenden Rotweinboom zu erklären ist. Viele Winzer besinnen sich zurück auf die Vorzüge der Sorte Müller-Thurgau.

In den anderen Ländern Europas ist die Entwicklung ähnlich gelaufen, wenn auch auf niedrigerem Niveau. Insgesamt stehen derzeit weltweit ca. 35000 bis 40000 ha, die mit der Sorte Müller-Thurgau bestockt sind. Genaue Zahlen sind nur schwer feststellbar, da die Statistiken der Länder unterschiedlich erhoben werden.

Die folgende Übersicht soll einen Eindruck über die derzeitigen Flächenbestand geben.

Land	Fläche in ha	Jahr
Deutschland	14 346	2004
Ungarn ca.	3 290	2004
Österreich	323	1999
Tschechien	ca. 2 360	2004
Slowakei	ca. 1 906	2004
Schweiz	ca. 556	2003
Luxemburg	377	2006
Neuseeland	ca. 116	2006
Frankreich	?	
Italien	ca. 880	1999

Bedenkt man, dass 80% der Müller-Thurgau-Anbaufläche Italiens in Südtirol-Trentino stehen und dass dort in der Region Cembra-Tal ohne Müller-Thurgau der Weinbau nicht mehr existenzfähig wäre, so wird die Bedeutung der Sorte für einzelne Regionen erst richtig deutlich.

Was aber macht die Sorte für den Winzer und den Weintrinker so interessant?

Müller-Thurgau besitzt eine außerordentliche Ertragsstabilität. Diese Eigenschaft sichert dem Winzer auch in mengenmäßig geringen Weinjahren einen ausreichend hohen Ertrag.

Die Qualität des Weines ist auch bei geringeren Mostgewichten bereits ansprechend, insbesondere niedrige Säure und ein angenehmes fruchtiges Aroma ergeben auch für den weniger geübten Weinkonsumenten ein gutes Geschmackserlebnis. Somit ergänzen sich die Wünsche des Winzers und die des Konsumenten. Müller-Thurgau ist für den Winzer eine „Brot-und-Butter-Sorte“, während sie für den Verbraucher ein preiswertes, gutes Geschmackserlebnis darstellt.

Die Nachteile der Sorte, die oft kolportiert werden: hohe Krankheitsanfälligkeit und geringe Qualitäten, die meist durch die Versuche, zu hohe Mengen zu ernten, bedingt sind.

Laut STELLWAAG-KITTLER (1976) ist die Krankheitsanfälligkeit der Rebsorte Müller-Thurgau der anderer Sorten gleichzusetzen, unter der Bedingung, dass der Ertrag nicht überzogen wird.

Die wirklichen Eltern

1996 rückte aber durch eine Veröffentlichung von REGNER eine andere Frage zur Rebsorte wieder in den Fokus der Weinwelt: wer ist der Vater der Rebsorte?

Bereits seit langem – also auch noch zu Lebzeiten des Züchters – gab es Diskussionen um die Abstammung der Rebsorte.

Laut Zuchtunterlagen handelte es sich um eine Kreuzung von Riesling als Mutter und Silvaner als Vater. Da verschiedene Züchter wie Scheu und auch Birk versucht hatten, durch Kreuzung der gleichen Eltern zu einem „besseren“ Müller-Thurgau zu kommen und hierfür tausende Sämlinge aufgezogen hatten, aber die charakteristische Fünf- bis Siebenlappigkeit der Blätter nie auftrat, wurde der Vater früh angezweifelt.

Wenn aber nicht der Silvaner, welche Rebsorte war dann der Pollenspender?

Bei Selbstungen von Riesling, bei Kreuzungen von SilvanerxSilvaner und RieslingxRiesling ergab sich dagegen oft die charakteristische Müller-Thurgau Blattform. Dies führte zu Spekulationen

nen, dass es sich um eine Selbstung von Riesling handeln könne (BECKER, 1976). EICHELSBACHER (1957) war bei seinen Untersuchungen zu dem Schluss gelangt, der Vater müsse aus dem Formenkreis Riesling-Muskateller-Gutedel stammen.

REGNER (1996) wies nun an Hand von Mikrosatelliten nach, dass der Vater Gutedel sein müsse. Als Folge dieser Mitteilung entstand dann in der Schweiz die Frage, inwieweit der dort benutzte Name „RieslingxSilvaner“ noch tragbar sei und ob nicht ein neuer Name für die Rebsorte gefunden werden müsse (MÜLLER und KOBLET, 1997). Zwischenzeitlich ist diese Diskussion vererbt. Da es aber in den Regnerschen Untersuchungen noch Abweichungen in der Übereinstimmung der Allellängen gab, wurden die Untersuchungen auf dem Geilweilerhof fortgeführt und dann die Rebsorte Madelaine royale, die in den Formenkreis des Chasselas (Gutedel) gehört, als Vater eindeutig identifiziert (DETTWEILER und JUNG, 2001).

Weiterhin bleibt aber offen, wie es zu der Verwechslung der Vatersorte kam. Da bereits zu Zeiten Müller-Thurgaus Zweifel an der angegebenen Abstammung bestanden, schrieb dieser in einem Brief an Dr. Ziegler: „Ihnen wird zunächst von Interesse sein, dass der RieslingxSilvaner geseibstet in der F2 Riesling- und Silvaner-ähnliche Reben abspaltete, daneben mit RieslingxSilvaner Charakter, aber unter sich verschieden.“ Im PS dieses Briefes schreibt Müller-Thurgau: „Muskateller habe ich zu Kreuzungen nie verwendet“ (BECKER, 1982).

Spekulationen, dass beim Versand von Geisenheim nach Wädenswil das Material vertauscht worden sei, entbehren daher jedweder Grundlage, und es spricht einiges für eine zufällige Fremdstäubung.

Wenn auch nicht mehr geklärt werden kann, weshalb die Elternangabe der Rebsorte Müller-Thurgau im Zuchtbuch falsch ist und so etliche Züchter viel Zeit und Energie in die „falsche“ Kreuzung investiert haben, um einen besseren Müller-Thurgau zu finden, so muss festgestellt werden:

Müller-Thurgau ist die erfolgreichste gezielte Neuzucht im Weinbereich und sie wird ihren Platz behaupten, allen Unkenrufen zum Trotz.

Weitere Informationen zum Thema „Rebsorte Müller-Thurgau“ finden Sie in der Festschrift „100 Jahre Rebsorte Müller-Thurgau“ und im Sonderheft „Müller-Thurgau, Rebe und Wein“, von 1976.

Literaturnachweis:

- BECKER, H. 1976: Genetische Konstitution, züchterische Bearbeitung und Leistung der Rebsorte Müller-Thurgau – Die WeinWissenschaft, Sonderausgabe Müller-Thurgau, Rebe und Wein, 1976, S. 26–37.
- BECKER, H. 1982: 100 Jahre Rebsorte Müller-Thurgau – Der Deutsche Weinbau 12/1982, Sonderdruck.
- DETTWEILER, E. und JUNG, A. 2001: Die Müller-Thurgau-Rebe, das Kreuzungsprodukt von RieslingxMadelaine Royale – Deutsches Weinbau-Jahrbuch 2001, 52, S. 101–104.
- HILLEBRAND, W. 1976: Die Müller-Thurgau Rebe, ihre Verbreitung und ihre Stellung im europäischen Weinbau – Die WeinWissenschaft, Sonderausgabe Müller-Thurgau, Rebe und Wein, S. 15–25.
- MÜLLER, W. und KOBLET, W. 1997: Riesling x Silvaner – ein Name hat ausgedient – Schweiz. Z. für Obst und Weinbau Nr. 16, S. 391.
- REGNER, F. 1996: Müller-Thurgau = RieslingxGutedel – Der Deutsche Weinbau, Nr. 14, S. 18–19.
- SCHEU, G. 1936: Mein Winzerbuch.
- STELLWAAG-KITTLER, F. 1976: Probleme des Pflanzenschutzes bei der Rebsorte Müller-Thurgau – Die WeinWissenschaft, Sonderausgabe Müller-Thurgau, Rebe und Wein, S. 48–53.
- STUMM, G. 1976: Die Rebsorte Müller-Thurgau unter betriebswirtschaftlichem und vermarktungstechnischem Aspekt – Die WeinWissenschaft, Sonderausgabe Müller-Thurgau, Rebe und Wein, S. 59–69.

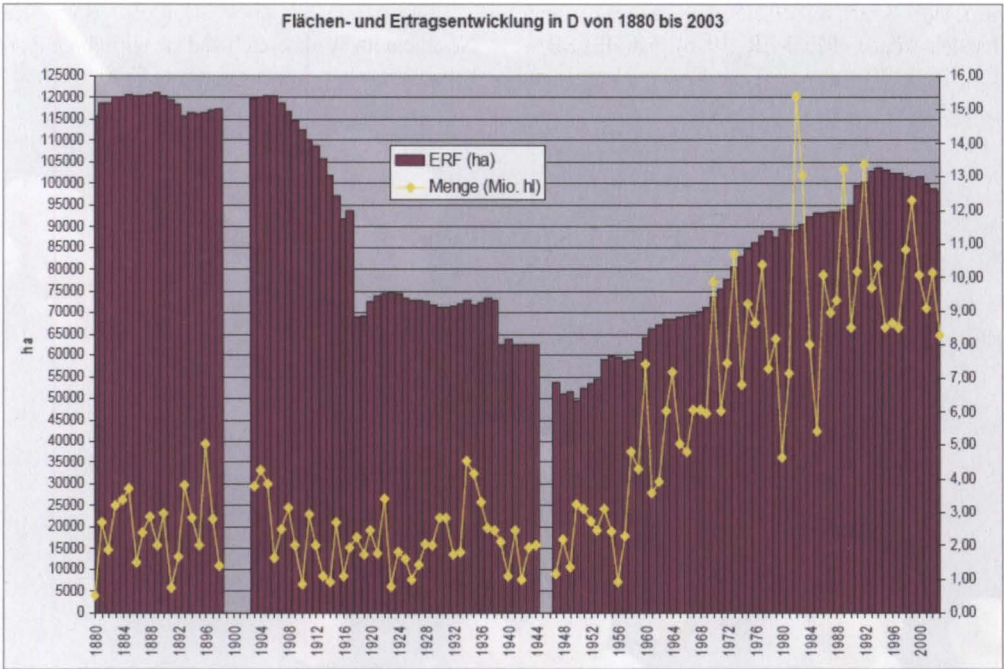


Abb. 1: Rebflächen und Ertragsentwicklung in Deutschland von 1880 bis 2003
 Quelle: Homepage der DLR-Rheinhesen-Hunsrück-Nahe; DLR-rnh.rlp.de.

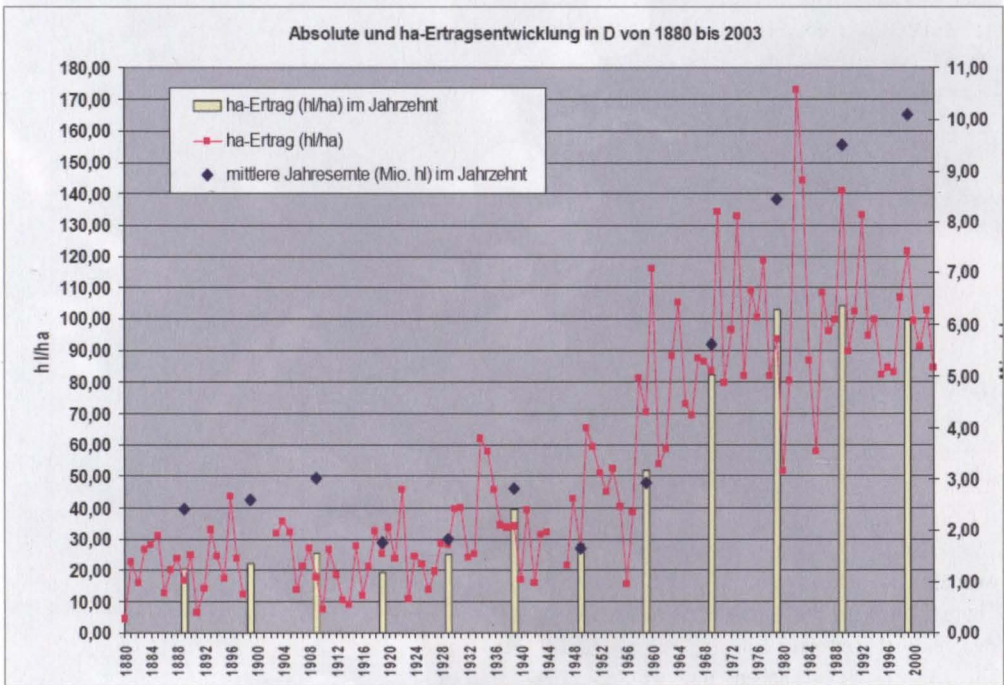
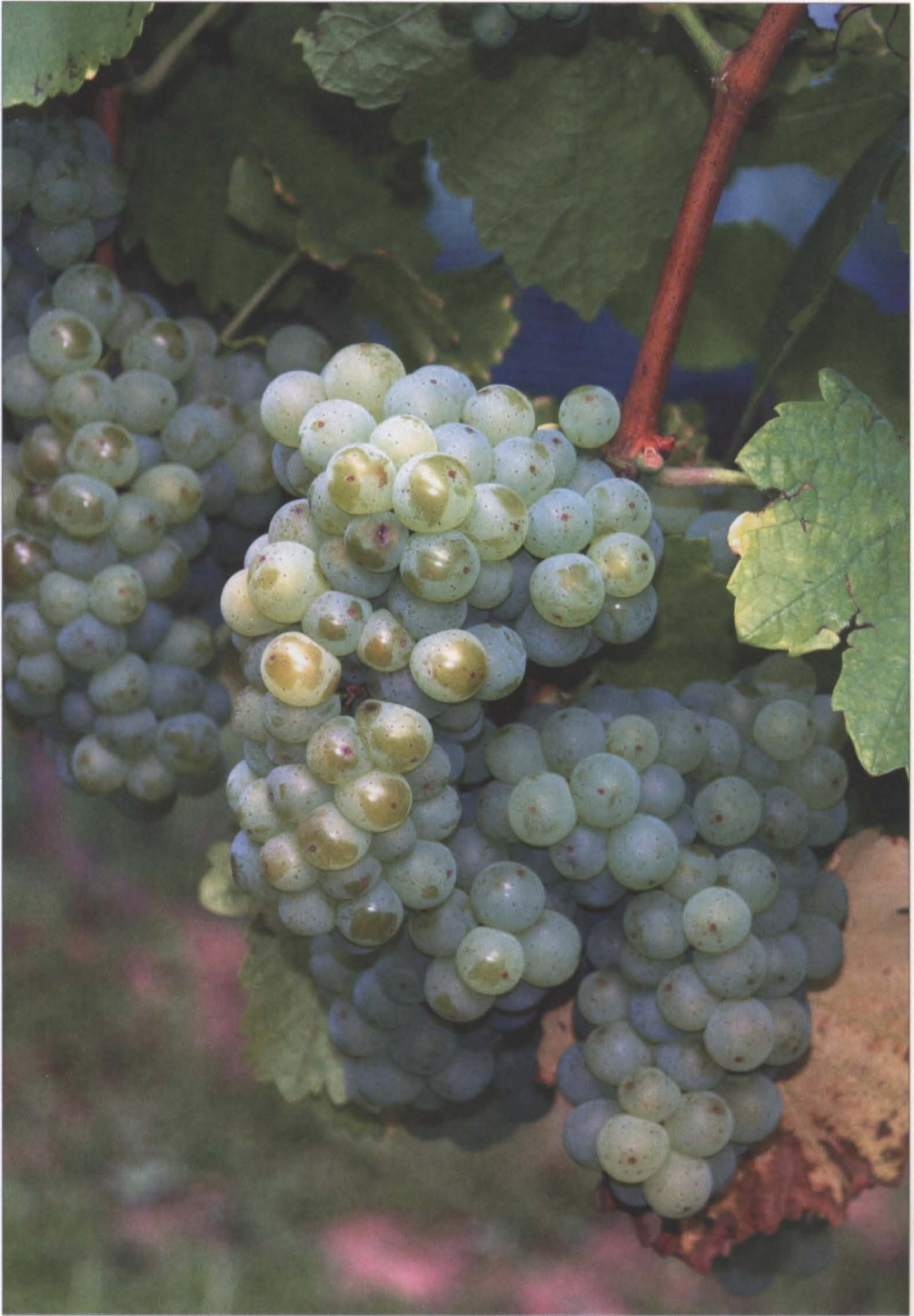


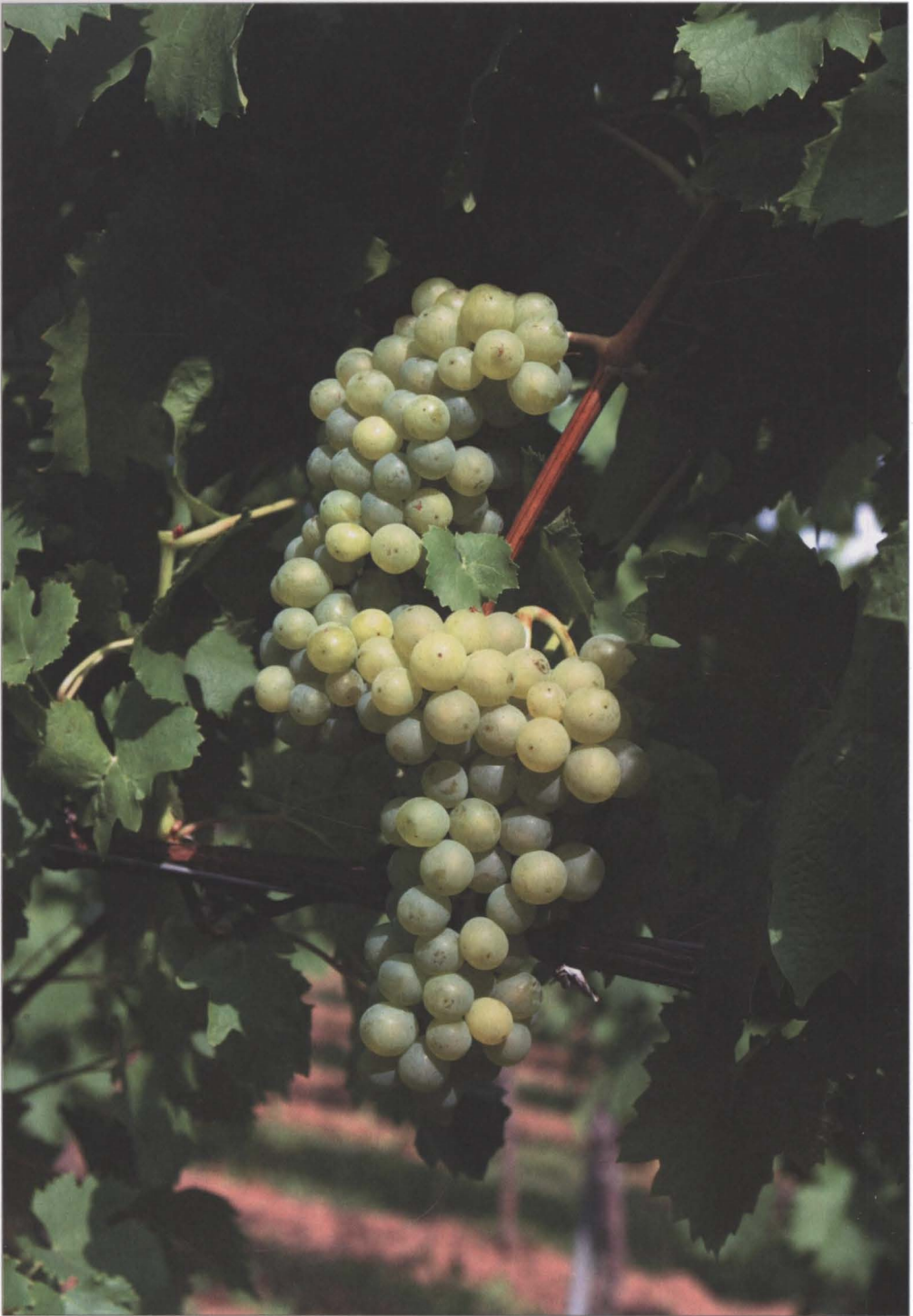
Abb. 2: Absolute und ha-Ertragsentwicklung in Deutschland von 1880 bis 2003
 Quelle: Homepage der DLR-Rheinhesen-Hunsrück-Nahe; DLR-rnh.rlp.de.



*Traube der Rebsorte Riesling – der Mutter des Müller-Thurgau
(Aufnahme J. Schmid, Fachgebiet Rebenzüchtung und Rebenveredlung der FA Geisenheim)*



Traube der Rebsorte Silvaner – der vermeintliche Vater (Aufnahme J. Schmid, Fachgebiet Rebenzüchtung und Rebenveredlung der FA Geisenheim)



*Die Traube des Müller-Thurgau
(Aufnahme J. Schmid, Fachgebiet Rebenzüchtung und Rebenveredlung der FA Geisenheim)*



Die Traube des weißen Gutedel – aus diesem Formenkreis stammt die Rebsorte Madeleine royale, der wahre Vater der Rebsorte Müller-Thurgau (Aufnahme J. Schmid, Fachgebiet Rebenzüchtung und Rebenveredlung der FA Geisenheim)

Der Wiesbadener Neroberg

zwischen Weinstock und Muse, Kommerz und Erbauung

1750 wurden auf dem Wiesbadener Hausberg die Reste einer römischen Villa ausgegraben. Irgendwelche Hinweise auf den berüchtigten römischen Kaiser Nero konnten nicht entdeckt werden. Weder Münzen noch andere Gegenstände aus seiner Regierungszeit (54–68 n. Chr.) wurden geborgen. Auch sonstige Indizien, dass Nero für die Namensgebung des Berges Pate stand, haben sich bis heute nicht gefunden.

Wahrscheinlich ist der Fürstlich Nassauische Hofprediger Egidius Hellmund, der in seinem 1731 erschienenen Badebüchlein vom *Nerosberg* spricht, für die Namensgebung verantwortlich zu machen.¹ Aber schon er konstatiert, dass im 18. Jahrhundert der Berg im allgemeinen Sprachgebrauch als *Ersberg* oder *Nersberg* bezeichnet wird. Insofern ist wohl eher dem verdienstvollen Wiesbadener Chronisten Christian Spielberg zu folgen, der den altgermanischen Kriegsgott *ER* für das Namenspatronat des *Ersberg*, später *Nersberg*, reklamiert. Im Laufe der Zeit wurde aus dem *Nersberg* ein *Neresberg*, dann ein *Nerosberg* und schließlich ein *Neroberg*.²

Schon Anfang des 19. Jahrhunderts sind die alten Bezeichnungen weitgehend verschwunden. Als 1816 der Nassauer Herzog Wilhelm seinen etwa 5 Hektar umfassenden Wiesbadener Weinbergsbesitz verpachtet, liegt dieser im regierungsamtlichen Sprachgebrauch auf dem *Neroberg*.³ Gerade im vorletzten Jahrhundert gewinnt der nur 245 m hohe Berg an Prominenz. Spielmann gerät in seinem frühen Wiesbadener Reiseführer so ins Schwärmen, dass er meint: „Die Namen Wiesbaden und Neroberg sind so eng miteinander verknüpft, dass man einen ohne den anderen über-

haupt nicht erwähnen, sich nicht denken kann.“⁴ Und es sind zwei Elemente, die die Attraktivität des Berges ausmachen: Seine Rebstöcke und seine Ausflugsziele. Und so ist es bis heute geblieben.

Aber lange bevor die markanten Bauten auf dem geliebten Hausberg der Wiesbadener entstanden, wurde an seinem Südhang Wein angebaut. Im „Wiesbadener Tagblatt“ berichtet K. Urban von den Anfängen des Weinbaus.⁵ Schon 1525 habe Graf Philipp von Nassau-Weilburg den bewaldeten Hang roden und Weinstöcke pflanzen lassen. Diesem Beispiel folgten weininteressierte Bürger. Nach und nach legten auch nichtadlige Wiesbadener auf dem Neroberg kleinflächige Weingärten – im Regelfall nicht größer als 1,5 Morgen – an.

Den Landesherrn waren diese privaten Weinbauern ein Dorn im Auge. Als Steuerzahler waren sie den Fürsten willkommen, als Nachbarn ihrer Latifundien nicht. Deshalb kauften sie ihnen im Verlauf der nächsten Jahrzehnte ihre Wingerte ab und vergrößerten so bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts den eigenen Wiesbadener Weinbergsbesitz beträchtlich. 1803 fielen den Nassauern dann im Rahmen der Säkularisation zahlreiche Weingüter im Rheingau zu. Das Herzogtum Nassau kam dadurch auf einen Weinbergsbesitz von etwa 40 Hektar.⁶ Ein Großteil davon umfasste außerordentlich renommierte Lagen. Der Steinberg des Klosters Eberbach sei stellvertretend für andere genannt.

Damit aber hatte der Wiesbadener Neroberg die Wertschätzung des im Biebricher Schloß residierenden Fürsten verloren und sollte verkauft werden. Von Stückelung und der Versteigerung der Einzelparzellen versprach sich der hochnoble Ei-

gentümer einen attraktiven Preis. Doch die Spekulation sollte nicht aufgehen. Der ausgelobte Preis – 200 Gulden pro Morgen – wurde bei weitem nicht erreicht. Urban zitiert den mit der erfolglosen Versteigerung betrauten Hofkammerrat Schuhmann mit den Worten: „Ihr Wiesbadener glaubt wohl, wir schenken Euch die Trauben.“⁴⁷ So blieb der Weinberg, fast könnte man sagen notgedrungen, im herrschaftlichen Besitz.

Aber offensichtlich hatte die Domänenverwaltung nicht allzu viel Freude daran und versuchte 1816 erneut, den Neroberg zu verkaufen. Aber wiederum vergeblich. Es blieb nur die Verpachtung an ein Konsortium Wiesbadener Bürger, „nachdem der Versuch, denselben ganz zu veräußern, kein entsprechendes Resultat gegeben hatte.“⁴⁸ Allerdings gingen die privaten Weinbauern mit dem herzoglichen Besitz nicht sehr pfleglich um. Als ihr Vertrag 1840 auslief, kam eine erneute Vergabe des Weinbergs auf dem Wege der Verpachtung für den Eigner nicht in Betracht. Die mittlerweile sehr erfolgreiche Nassauer Weinbaudomäne sah nur in der Eigenbewirtschaftung ein profitables Vorgehen.⁹

Die seinerzeitig Verantwortlichen waren sich einig, dass „eine den Weinbau besonders begünstigende Lage und Bodenbeschaffenheit [...] ein ausgezeichnetes Product“¹⁰ erwarten lasse, zu dessen „Hervorbringung kein Privatmann je im Stande seyn wird.“¹¹ Die Argumentation überzeugte auch den gerade mal 22 Jahre alten Herzog Adolph. In seiner *resolutio serenissimi* vom 5. Oktober 1839 stellte er fest: „Wir genehmigen sämtliche Anträge Unserer General-Domänen-Direction hinsichtlich des fraglichen in eigene Administration zu nehmenden Weingutes, der darauf zu verwendenden Kosten und der darüber zu führenden Inspection.“¹² Damit erhielt der Wiesbadener Neroberg erstmals ein professionelles „Management“. Der erfahrene Oberkellermeister Koepf und der auch für den Steinberg und den Gräfenberg verantwortliche Weinbau-Inspektor Saalhäuser sollten den heruntergekommenen Weinberg auf Vordermann bringen.

10.000 Gulden standen bereits im Startjahr für Meliorationen zur Verfügung. Auch in den Folgejahren waren die aufgewendeten Mittel erheblich.

Aber 1848 ist man immer noch auf dem Weg, ein „steiles Stück Land zu einem schönen Weinberg“¹³ zu veredeln. Allein der Durchbruch zur profitablen Bewirtschaftung blieb aus. Im Grunde bis in das Jahr 2005.

Es sei dem Verfasser gestattet, an dieser Stelle den Neroberger Weinbau einstweilen zu verlassen und sich der anderen Seite des Wiesbadener Hausbergs zuzuwenden. Er ist nämlich auch Heimat von Baudenkmalern, Ausflugszielen und Erbauung. Der bereits genannte Wiesbadener Chronist Spielmann schwärmt in seinem Bericht vom 7.2.1897 von Sehenswürdigkeiten und Lustbarkeiten auf dem Neroberg.¹⁴ Besonders der 1851 errichtete Aussichtstempel und das 1898 fertiggestellte stattliche Hotel werden hervorgehoben. Die jährlichen Feierlichkeiten zum herzoglichen Geburtstag, das 25jährige Herrscherjubiläum am 21. August 1864 werden ebenso geschildert wie der Brauch Tausender Wiesbadener, am Sedanstag auf den Neroberg zu pilgern. An anderer Stelle würdigt Spielmann die russische Kapelle als „die größte Sehenswürdigkeit des Nerobergs“¹⁵. Das Grabdenkmal der jung verstorbenen Herzogsgattin Elisabetha Michailowa (Nichte des russischen Zaren Nikolai I.) zieht bis heute viele Besucher an. Auch die aktuelle politische Prominenz (Merkel, Gorbatschow, Putin) machte der Grabkirche mit den fünf goldenen Kuppeln schon ihre Aufwartung.

Vom vormals glanzvollen Hotel ist leider nur noch der Turm geblieben. 1986 und 1989 vernichteten zwei Großbrände die anderen Teile des vom bekannten Stadtbaumeister Genzmer errichteten Hotels, das in seinen besten Zeiten sonntäglich bis zu 5.000 Besucher bewirtete.¹⁶ Die Beschlagnahme durch die Amerikaner 1945 und die spätere Nutzung durch das Bundeskriminalamt hatten den Niedergang aber bereits vorher eingeleitet.

Umweltfreundlich erschlossen wird der Neroberg seit dem 25. September 1888. An diesem Tag wurde die wasserbetriebene Seilbahn eingeweiht, die bis heute in den Sommermonaten unzählige Ausflügler auf die sanfte Taunushöhe befördert. Hätten die Stadtväter allerdings bereits vor dem Bau der Bahn gewusst, dass aus budgetierten 100.000 Goldmark schließlich deren 222.000 wer-

den würden, hätten sie von dem Projekt wohl Abstand genommen. Und Wiesbaden wäre um eine Attraktion ärmer. So aber haben es auch heute die Wiesbadener leicht, auf ihren Hausberg zu kommen, um dort spazieren zu gehen oder vergnügliche Volksfeste zu feiern. Diese unverbrüchliche Liebe zu ihrem Hausberg übertragen die Hauptstädter aber nur in Grenzen auf den dort erzeugten Wein. Und damit zurück von der Muse zum Weinstock.

Zu Nassauer Zeiten ist vom Neroberger Wein nichts besonders Ruhmreiches zu berichten. Und das, obwohl man den Weinbergflächen immer wieder besondere Pflege angedeihen ließ. Mit Stallmist, Guano und Kunstdünger aus dem Labor des Justus v. Liebig wird experimentiert.¹⁷ Die Ergebnisse sind unbefriedigend. Ertrag und Qualität der Weine sind nur selten bemerkenswert. In seiner Geschichts- und Weinchronik vergibt Haas für den Zeitraum 1806–1848 an den Neroberger Wein nur einmal das Prädikat „ausgezeichnet“. Der Steinberger wird von ihm 14 mal und der Hochheimer herzogliche Wein immerhin neunmal damit gewürdigt.¹⁸ Und im Jahr 1861 ist es sogar die herzogliche Weinbauverwaltung selbst, die den Neroberger von der eigenen Versteigerung ausschließt, weil sie sonst „möglicherweise Nachteile für den Ruf der Domanialweine überhaupt“¹⁹ befürchtet.

1866 gelangte mit der Annexion Nassaus der Neroberg in die Hände des preußischen Fiskus. Aus dem – immer umstrittenen – herzoglichen Besitz war nun staatliches Eigentum geworden. Die nassauische Weinbaudomäne insgesamt verlor damit – relativ betrachtet – als Einnahmequelle der Obrigkeit an Bedeutung. Der preußische Staat sollte den Weinberg aber bald als mögliches Bauland und damit wertvolles Spekulationsobjekt entdecken. Immerhin war es aber eine noch vorher geherbstete 1893er Neroberger feinste Trockenbeerenauslese, die Kaiser Wilhelm II. 1907 bei der Einweihung des Wiesbadener Kurhauses als Ehrentrunk gereicht wurde.²⁰

Richtig spannend wurde es dann um den Neroberg im Jahr 1900. Der preußische Fiskus – möglicherweise auch der Ertragsschwäche seines Wiesbadener Weinberges müde – wollte die at-

traktive Aussichts- und Bauplätze umwandeln und an betuchte Bürger verkaufen. Und die gab es in der Bezirkshauptstadt um die Jahrhundertwende reichlich. Das Wiesbadener Stadtparlament reagierte mit strikter Ablehnung und fasste als Konfliktlösung den Kauf des Weinberges ins Auge. Das Problem war die Finanzierung des Kaufpreises. Die unnachgiebige Forderung der preußischen Regierung lag bei 250.000 Goldmark und damit weit über dem Wert einer vergleichbaren Weinbergfläche. Aber als auch der deutsche Kaiser höchstpersönlich seinen Wiesbadener Untertanen den Kauf empfahl, beschloß das Stadtparlament die Aufnahme eines Kredites und genehmigte in seiner Sitzung am 14.12.1900 den „Ankauf des fiskalischen Weinberggeländes am Neroberg mit großer Mehrheit“.²¹

Damit war klar, dass die Stadt Wiesbaden fortan Weinbauunternehmer war. Und gleich im ersten Jahr ihres unternehmerischen Wirkens deckte der Erlös aus den Weinen nicht die Kosten. 1901 mußten bereits 3.000 Goldmark zugesossen werden.²² An Mittel für den Kapitaldienst für den aufgenommenen Kredit war überhaupt nicht zu denken. Und auch die nächsten Jahrzehnte brachten keine Besserung. Im Zeitraum 1902–1945 brachten eigentlich nur die Inflationsjahre 1920–1925 einen nominellen Überschuß, der allerdings nichts wert war. Im Jahr 1907 wurden nicht einmal die Lese- und Kellernkosten gedeckt. Und auch in weiteren 32 Jahren dieses Zeitabschnittes brachte der städtische Weinbaubetrieb dem Kämmerer nur Defizite.²³

Und die betrübliche ökonomische Bilanz setzte sich auch nach dem II. Weltkrieg fort. Die Qualität der geernteten Weine wurde zwar verbessert, war teilweise gar hervorragend. Zur Deckung der aufgewendeten Kosten reichte es aber nur selten. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die Stadt Wiesbaden immer wieder den Verkauf oder die Verpachtung ihres Weinberges in Erwägung zog. Interessenten, die den defizitären Betrieb übernehmen wollten, fanden sich aber keine. Um den Betrieb zu sanieren, investierte der kommunale Eigner notgedrungen in die technische Ausstattung und in Marketingmaßnahmen. Allein, die jährlichen städtischen Zuschüsse beliefen sich

nicht selten auf 200.000 Mark und mehr²⁴ und waren auf Dauer nicht vertretbar.

Im Jahr 2001 übernahmen die städtischen Kurbetriebe mit großem Enthusiasmus die Regie am Neroberg. Die Anstrengungen waren aber wiederum vergeblich. Im Jahr 2004 belief sich das Defizit auf schmerzhaft 400.000 Euro. Wahrscheinlich hatte der zuständige Wiesbadener Dezernent, Detlev Bendel, recht mit seiner Feststellung: „Man kann nicht mit den Tarifen des öffentlichen Dienstes Fasswein produzieren. Eine Flasche Wein, die man für 9,80 Euro verkauft, darf in der Herstellung nicht 19,80 Euro kosten.“²⁵ Jetzt kam nur noch die Verpachtung an einen professionellen und betriebswirtschaftlich optimal geführten Weinbaubetrieb in Betracht.

Und dieser war recht schnell gefunden. Seit 2005 hat nunmehr die Hessische Staatsweingüter Kloster Eberbach GmbH – Rechtsnachfolger der vormals preußischen Weinbaudomäne – am Neroberg das Sagen. Und das mit ersten beachtlichen Erfolgen. Der Neroberger wird in den Kellern des nahezu privatwirtschaftlich geführten größten deutschen Weingutes ausgebaut und dann ziel-

gruppengerecht vertrieben. Der Wein vom Wiesbadener Hausberg, der demnächst nach einer teilweisen Neubepflanzung fast 4 Hektar rieslingbestockte Fläche umfasst, rundet das Sortiment der Staatsweingüter ab und bringt mittlerweile sogar „einen hohen Deckungsbeitrag“²⁶ für die GmbH. Über dieses Happy-End freuen sich zwei Partner: Der neue Pächter und die Stadt Wiesbaden, sprich der Steuerzahler.

Der Geschäftsführer der Staatsweingüter, Greiner, fundiert die junge Erfolgsstory mit Zahlen.²⁷ Der gesamte Ertrag des Jahres 2005 konnte in Flaschen (hochpreisig für 8,80 Euro pro Fl.) vermarktet werden, der Umsatz des Jahres 2006 lag bei guten 77.000 Euro, und in 2007 sind wohl gar 100.000 Euro erzielt worden. Verkauft wird fast ausschließlich an Wiesbadener Händler, Gastronomen und Privatkunden. Greiner zieht das Fazit: „Die Wiesbadener haben ihren Neroberg wiederentdeckt.“ Heute sieht es so aus, als könnten Weinstöcke und Museenplätze am Wiesbadener Hausberg in einer erfolgreichen Nachbarschaft leben. Erstmals in ihrer wechselvollen Geschichte.

Anmerkungen:

1 Hellmund, Egidius Günther: *Thermographica paraenetca*, Wiesbaden 1731.

2 Spielmann, Christian: Die Wiesbadener Landstraßen im 18. und 19. Jahrhundert. In: *Nassauische Annalen* 30 (1899), S. 120 f.

3 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HStAW) 210, 3339 a.

4 Spielmann, Christian: *Burgen- und Aussichtsführer*. II. Der Neroberg, Wiesbaden 1898, S. 1.

5 Urban, K.: Der Neroberg und seine weingeschichtliche Vergangenheit. *Wiesbadener Tagblatt* vom 5.10.1937.

6 HStAW 210, 3340 a.

7 Urban, Der Neroberg....

8 HStAW 210, 3339 a.

9 Zur Geschichte der Weinbaudomäne im 19. Jahrhundert s. Danko, Manfred: *Die nassauisch-preußische Weinbaudomäne im Rheingau 1806–1918*, Stuttgart 2006.

10 HStAW 210,3339 a.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Spielberg, Christian: Neroberg und Nerotal. *Wiesbadener Tagblatt* vom 7.2.1897.

15 Spielmann, Burgen, S. 6.

16 Reiß, Thorsten: *Der Neroberg*, Wiesbaden 1995, S. 11.

17 HStAW 212, 3320.

18 Haas, Robert: *Rheingauer Geschichts- und Weinchronik* aus vielen zuverlässigen Quellen, Wiesbaden 1854, S. 71.

19 HStAW 210, 3340 e.

20 Urban, Der Neroberg...

21 Protokoll der Stadtverordnetenversammlung (STVV) vom 14.12.1900, TOP 1.

22 Protokoll der STVV vom 19.4.1901, TOP 15.

23 Vgl. Horn, Günter u. Oxfort, Christina: *100 Jahre Neroberg*, Wiesbaden 2000, S. 48 f.

24 Ebd. S. 51 ff.

25 *Wiesbadener Kurier* vom 22. März 2005.

26 So Dieter Greiner, der Geschäftsführer der Staatsweingüter, auf Anfrage des Verfassers am 14.11.2007.

27 Ebd.



*Blick vermutlich vom Bierstädter Berg auf den Neroberg und das Opelbad, um 1935.
Fotograf: unbekannt. Vorlage: Glasdia.*



*Die Nerobergbahn und die Talstation (Bahnhof), eröffnet 25.9.1888. Aufnahme ca. 1893. Ansichtskarte Nr. 791.
Fotograf: Verlag v. Römmler & Jonas, K.S. Hoffogr. Dresden 1893.*



„Nerobergblick“. Das Opelbad mit den Städt. Weinbergen 1964.
Fotograf: Städt. Fotograf Joachim B. Weber.



Die Russische Kirche („Griechische Kapelle“) auf dem Neroberg, ca. 1860.
Zeichner unbekannt.

Eine Sandsteintafel mit Chronogramm am Pfarrhaus in Eibingen

Kloster Eibingen, ursprünglich wohl nach bewährten Vorbildern als Geviert angelegt, wurde in der Zeitspanne vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts baulich ganz erneuert. Die Erstellung des Ostflügels erfolgte 1737 zur Zeit der Äbtissin Maria Antonetta Mühl von Ulmen (1711–1740). An der Vollendung dieses Bauwerks erinnert noch heute eine Tafel aus rotem Sandstein. Sie ist über dem Schutzdach der linken Eingangstür zum Pfarrhaus zu sehen, wo sie nach dem Kirchenbrand von 1932 ihren Platz erhielt.

Erstmals hat die Historikerin Sr. Adelheid Simon OSB (1897–1986) in ihrer Abhandlung zur Baugeschichte des Klosters auf diesen Stein aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß sich aus besonders groß geschriebenen Buchstaben, die gleichzeitig auch römische Ziffern bedeuten, die Jahreszahl 1737 ergibt. Auf lateinischen Inschriften und Urkunden wird der Buchstabe „u“ vielfach durch „v“ wiedergegeben. Sr. Simon schreibt unter anderem: „An der Außenseite der

Kirche wurde eine rote Sandsteintafel angebracht, die dem Mainzer Kurfürsten Philippus Carolus von Eltz galt. Sie trägt den Text: 'Sub praesidio beatae Mariae et Ruperti Philippus Carolus erexit'¹⁾. Das heißt in Übersetzung: Unter dem Schutz der seligen Maria und des Rupertus hat [es] Philipp Karl errichtet. Die hervorgehobenen Buchstaben führen zu folgendem Schriftbild: V IDI MI V I ILI V C LV XI = 1737. Der angegebenen Jahreszahl liegt das nachstehende Additionsschema zugrunde, beginnend mit dem höchsten Zahlenwert: M = 1000; D = 500; C = 100; L = 50; V = 5; X = 10; I = 1.

Deutlich sind die beiden Namen des Stifters mit einem Fernglas auf der Sandsteintafel zu lesen, die das Mainzer Rad und zwei Löwen ziert. Das Domkapitel in Mainz wählte ihn am 9. Juni 1732 als Nachfolger von Erzbischof Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg. Das Bemühen des pflichtbewußten neuen Erzbischofs richtete sich mehr auf den geistlichen als auf den politischen Bereich.

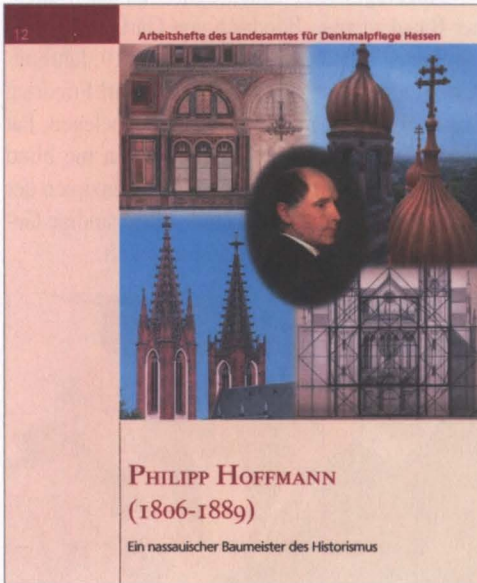
Anmerkung:

1) Adelheid Simon: Aus der Baugeschichte des ehemaligen Eibinger Klosters. In: Jahrbuch für das Bistum Mainz. 1947. Bd. 2, Teil 1, S. 151 ff.



verlag foto margielsky

Buchbesprechung



PHILIPP HOFFMANN (1806–1889)
Ein nassauischer Baumeister des Historismus
Stuttgart: THEISS Verlag 2007,
192 S. mit 200 meist farbigen Abbildungen.
ISBN 3-8062-2166-4 – 17,90 EURO

Wer kennt noch seinen Namen? Umso überraschter ist man beim ersten Durchblättern des ansprechend gestalteten „Arbeitsheftes des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen“ (Bd. 12). Man entdeckt Zeichnungen und Fotos vertrauter Bauten, die noch heute das Stadtbild Wiesbadens prägen: So die Bonifatiuskirche und das Waterloo-Denkmal am Luisenplatz, die Griechische Kapelle auf dem Neroberg, das heutige Justizministerium, die Elementarschule auf dem Schulberg. Aus dem Rheingau-Taunus-Kreis die Englische Kirche und das während der Jahre 1935/36 in seiner Formensprache leider stark reduzierte Kurhaus in Bad Schwalbach, die be-

rühmten Türme der Pfarrkirche von Geisenheim und das dortige neue Rathaus, die unter seiner Mitwirkung renovierte Kiedricher Sankt Michaelskapelle.

Die größtenteils farbigen Abbildungen animieren zu näherem Hinsehen. Lebendig und frisch wirken vor allem Wiedergaben aus Hoffmanns im Familienbesitz verbliebenen Skizzenbüchern. Sie dokumentieren ein frühes Interesse an Landschaften, an Gebäuden und Stadtgestaltung. Zahlreiche Studienblätter veranschaulichen seine Arbeitsweise als Architekt, seine gestalterischen Vorstellungen und künstlerischen Ambitionen.

Dieser erste bildhafte Eindruck macht neugierig auf die textlichen Ausführungen der vier Autoren: der Historikerin Elisabeth Will-Kihm (Geisenheim), der Kunsthistorikerin Ursula Woeckel (Frankfurt) sowie der Architekten Paulgerd Jesberg † (Wiesbaden) und Siegfried Sattler (St. Goarshausen). Es sind nicht nur Werkbeschreibungen. Aus unterschiedlicher Sicht vermitteln die Autoren einen anschaulichen Einblick in die Zeit (1806 bis 1889), in der Hoffmann lebte. Geschildert werden seine Arbeitsweise, seine Motivation, auch familiäre Sorgen, die seine Ausbildung und seinen beruflichen Werdegang begleiteten.

Nach frühzeitig erworbener breiter Allgemeinbildung, mit 16 Jahren war er bereits als jugendlicher Wanderer unterwegs, konnte er sich dem Architekturstudium in München widmen. Mit 24 Jahren wurde er als Bauassessor in den nassauischen Staatsdienst übernommen. Auf Reisen nach Kassel, Berlin, Dresden, Prag und Wien, später nach Italien, konnte er sowohl seine gestalterischen Vorstellungen als auch seine handwerklichen und technischen Kenntnisse gründlich erweitern. Mehrfach dienten die Reisen unmittelbar projektbezogener Information. So auch speziell ein Russlandaufenthalt.

Durchaus zeitnah und aktuell wirken sein Umgang und seine Auseinandersetzungen mit Handwerkern und Bauherren, was in der Schilderung der Abwicklung des ersten Auftrages in seiner Heimatstadt Geisenheim überaus treffend beschrieben ist. Als Staatsbediensteter hatte er es überwiegend mit Bürgergremien und Verwaltungen zu tun. Schon damals wie heute traten Baufirmen als Billiganbieter auf, die als Generalunternehmer in Konkurrenz zu den gestalterischen Vorstellungen des Architekten treten wollten. Seinen eigenen Entwurf zur Erneuerung der Türme der Pfarrkirche Heilig Kreuz und der Einwölbung des Kirchenschiffes konnte er schließlich durchsetzen. Auf das Ergebnis, den „Rheingauer Dom“, sind die Geisenheimer noch heute stolz.

Es war die Zeit, als die Türme des Kölner Doms vollendet, Burgen entlang des Rheins wieder aufgebaut wurden, so auch die Burg Rheinstein, die Hoffmann durch eine eigens geplante Kapelle ergänzte. Empfehlung zu seiner Beauftragung durch den preußischen Kronprinzen war die zuvor vollendete Geisenheimer Pfarrkirche. Seine während der Renovierungsarbeiten an der Kiedricher Sankt Michaelskapelle mit dem Nassauischen Altertumsverein geführten Auseinandersetzungen hatten ihn ebenfalls ins Gespräch gebracht.

Als für die früh verstorbene Gemahlin Herzog Adolphs von Nassau eine dem orthodoxen Ritus geweihte Gedenkstätte errichtet werden sollte, fanden die ersten von Hoffmann und anderen Architekten vorgelegten Entwürfe wenig Anklang. Der Herzog beauftragte ihn daraufhin, nach Russland zu reisen, um sich mit den „ritualen Einrichtungen“ und dem dortigen Baustil vertraut zu machen. Dabei interessierte Hoffmann auch die gegenseitige Beeinflussung russisch-orthodoxer und italienisch-byzantinischer Architektur. Die Ergebnisse seiner überaus gründlichen Studien verstand er in überzeugender Eigenständigkeit umzusetzen. Die Abwicklung seines Bauauftrages, angefangen von der Finanzierung, bis zur Gestaltung des letzten ornamentalen Details, ist ausführlich geschildert.

Beim Bau der großen Wiesbadener Synagoge auf dem Michelsberg brachte er den damals für jüdische Gotteshäuser üblichen maurischen Stil bei-

spielhaft zur Geltung. 1938 wurden mit der Zerstörung der Synagoge auch die Baupläne und Akten vernichtet.

Nach Übergabe des Großherzogtums Nassau 1866 an Preußen wurde Hoffmann in den preußischen Staatsdienst übernommen und vier Jahre später auf eigenen Wunsch, weil ihm die einengenden Vorschriften der Berliner Zentralverwaltung nicht behagten, in den Ruhestand versetzt.

Angeregt durch seinen Lehrer an der Münchener Bauakademie, Friedrich von Gärtner, hatte er die Bauten führender Architekten des 19. Jahrhunderts studiert, vor allem die Werke Karl Friedrich Schinkels. Wie seine Skizzenbücher belegen, hat er trotz intensiver historischer Studien nie blind kopiert. Er hat vielmehr, den Grundprinzipien der damaligen Avantgarde folgend, eigenständige Gestaltungsvorstellungen weiterentwickelt.



OB Müller überreicht dem ehemaligen Sowjet-Präsidenten Michail Gorbatschow und dem ehemaligen DDR-Ministerpräsidenten Lothar de Maizière anlässlich der Eröffnung des St. Petersburger Dialogs am 12.10.2007 bei einem Besuch der Griechischen Kapelle das gerade erschienene Buch:

„Philipp Hoffmann (1806–1889) – Ein nassauischer Baumeister des Historismus“ (WK 13.10.2007)

Alles in allem eine sehr empfehlenswerte, sach- und fachkundig untermauerte, unterhaltsame Lektüre, die für den weiter interessierten Leser durch Quellenangaben sowie übersichtliche Auflistungen ergänzt ist.

Karl Heinz Walter, Dipl. Ing. und Architekt (Bad Schwalbach)



RHEINGAU FORUM

***Wir fördern Kultur, Geschichte und
den Wein in unserer Region.***



**Rheingauer
Volksbank**

Tel. 0 67 22 / 50 30

www.rheingauer-volksbank.de

Ihre persönliche Bank

Absender:

Druckerei Wurm GmbH
Im Rad 20, 65197 Wiesbaden

PVSt, Deutsche Post AG,
Entgelt gezahlt, D20825

global

Als international führendes
Unternehmen der Getränketechnologie
ist Erbslöh weltweit präsent.

natural

Natürliche Rohstoffe sind der Anfang.
Produkte von Erbslöh stehen für eine umwelt-
schonende Fertigung und Anwendung.



Sie wollen perfekten **Genuss?**

innovativ

Innovation basiert auf Kompetenz,
Forschung und Know-how.
Erbslöh verbessert Bewährtes und
schafft stetig Neues.

www.erbsloeh.com

